

Forstmeister Theodor Hepp

Selbstzeugnisse aus der Zeit vor 1914 und insbesondere über den Ersten Weltkrieg und Rekonstruktion seines Lebens in der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (Teil 2)

Von Gerhard Fritz (Hg.)

Wir setzen hier die im Vorjahr begonnene Edition der Lebenserinnerungen des Reichenberger Forstmeisters Theodor Hepp (1876 bis 1953) fort. Hepp hat diesen Text in seinen letzten Lebensmonaten verfasst. Leider ist er nur bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gekommen, das heißt, sein Text ist letztlich ein Fragment geblieben. Aber auch als Fragment ist es von hohem Quellenwert. Im Backnanger Jahrbuch 2020 konnten wir nur diejenigen Teile veröffentlichen, die sich mit der Zeit vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges beschäftigten. Dieses Jahr drucken wir Hepps Darstellung der Kriegsjahre 1914 bis 1918 ab. In den Fußnoten werden Sachverhalte aus dem Text erläutert, die dem heutigen Leser nicht ohne Weiteres bekannt sind, das heißt, es werden Personen, Orte, Abläufe und Zusammenhänge erklärt. Es handelt sich um militärgeschichtlich und sozialgeschichtlich außerordentlich präzise Darstellungen. Kaum einmal erhält man einen derart genauen Einblick in die Kriegsrealität, sodass ausgewiesene Militärgeschichtler regelrecht begeistert über die von Hepp gelieferten Informationen waren. Das beginnt mit der eindrucksvollen Schilderung des Kriegsbeginns, den Hepp in Österreich und dann in Ungarn erlebt, und das bezieht sich dann sowohl auf seine Zeit im Elsass bei Kriegsbeginn als auch auf die Zeit in der Champagne und schließlich in Mazedonien, einer der unbekanntesten Fronten des Krieges. Insbesondere Hepps Darstellung der Verhältnisse in Mazedonien ist so präzise, dass es sich um eine der wichtigsten Quellen zum dortigen Krieg überhaupt handelt.

Hepps Text, der teilweise im Internet steht, wird in *Kursivschrift* gesetzt. Die nicht bei Hepp

vorhandenen Zwischenüberschriften wurden vom Herausgeber eingefügt und sind in Normalschrift gesetzt. Im Backnanger Jahrbuch 2022 wird ein dritter Teil zu Theodor Hepp folgen. Er enthält eine in den 1920er-Jahren erschienene und von Hepp verfasste Abhandlung über den „Völkerkrieg“, namentlich über den deutschen Zusammenbruch 1918, hauptsächlich in Mazedonien und auf dem Balkan, sowie etliche Briefe Hepps, die während des Krieges in den Blättern seiner Tübinger Studentenverbindung „Igel“ erschienen sind.

Die Julikrise 1914 – von Ungarn nach Breslau und Thorn¹

So wollte ich auch am 1. 8. 1914 wieder auf 8 Wochen bei meinem Regiment einrücken, welches in diesem Jahr mit einer Uebung an der russischen Grenze beginnen sollten, was mir sogleich viel zu denken gab. Vorher nahm ich jedoch 14 Tage Urlaub zu einer Fusstour von Innsbruck über Zell am See nach Berchtesgaden-Salzburg, von wo aus ich ein Rundreisebillet über Wien, Budapest, Thorn genommen hatte, wohin ich meine Militärkoffer mit allen Uniformen, Stiefeln und Wäsche vorausschickte. Da wurde mit dem Morde des Erzherzogs Ferdinand in Sarajewo die Lunte an das schwelende Pulverfass gelegt. Als ich einige Tage später mit Mama in Salzburg gegen Abend zum Vesperschoppen in den bekannten, von Mönchen bedienten Peterskeller ging, wurden auf der Brücke Extrablätter ausgerufen mit dem österreichischen Ultimatum an Serbien. Beim Lesen desselben wurde uns sofort klar, dass

¹ Ab hier wieder in der Internetfassung enthalten. Vgl. dazu: Gerhard Fritz (Hg.): Forstmeister Theodor Hepp. Selbstzeugnisse aus der Zeit vor 1914 und insbesondere über den Ersten Weltkrieg und Rekonstruktion seines Lebens in der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (Teil 1). – In: BJB 28, 2020, S. 28 bis 63, hier S. 39.



Die Ermordung des Thronfolgers von Österreich-Ungarn Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie am 28. Juni 1914 in Sarajevo löste die Julikrise aus, an deren Ende der Erste Weltkrieg stand (Fantasiedarstellung von Achille Beltrame 1914).

dies den Krieg bedeuten würde, denn es enthielt derart beleidigende Forderungen² an Serbien, hinter dem ja natürlich Russland als Schirmherr stand, dass damit der Weltkrieg und nicht nur ein militärischer Spaziergang nach Serbien, wie sich das die Österreicher ursprünglich vorstellten, sicher schien. So nahm denn das Verhängnis seinen Lauf, wie mir sofort unzweifelhaft erschien, diese Vorahnung fussend auf die Voraussagen unserer Generalstäbler. Der Abschied am anderen Tage ist uns denn auch unsagbar schwer geworden, wussten wir doch nicht, ob wir uns jemals wiedersehen würden.

Ich fuhr zunächst durchs Salzkammergut nach Ischl, wo zu jener Zeit Kaiser Franz Joseph residierte und sah mir zur selben Stunde sein Schloss an, wo er die Kriegserklärung gegen Serbien unterschrieb. Bei der weiteren Fahrt nach Wien waren schon alle Brücken und Tunnels mit Militär besetzt, und als ich dort ankam, wurde gerade die Mobilmachungsorder bekannt gegeben. Ich sah mir nun in der Nacht und am folgenden Tag die dortige Mobilmachung an, wobei auf den öffentlichen Plätzen viele Aufrufe und Reden gehalten wurden. Diese erschienen mir meist sehr unnatürlich und auch lächerlich in ihrer masslos übertriebenen Siegesgewissheit, wie wenn es sich etwa nur um einen Spaziergang nach Serbien handeln würde.³ Jammervoll haben sich leider dabei die Österreicher blamiert, die ja von den Serben geradezu aus ihrem Lande hinausgejagt //^x wurden und erst 2 Jahre später, Dank des Durchbruchs der deutschen Armee unter Mackensen⁴ den serbischen Boden wieder betreten konnten.⁵ Nun meldete ich mich für alle Fälle bei der Wiener Kommandantur und bekam von dieser die Genehmigung, am anderen Morgen mit dem ersten, nach dem Kriegsschauplatz abgehenden Truppentransport-Dampfer nach Budapest zu fahren. Diese Fahrt durch Ungarn entlang der mit herbei-

geströmten Menschenmassen besetzten Donauufern ist mir ein unvergessliches Erlebnis geblieben. Die begeisterten Zurufe wollten nicht enden und die mit mir sofort verbrüdeten Offiziere sorgten mit viel Ungarwein, dass die Stimmung auf unserem Dampfer eine entsprechend gehobene wurde. Unbeschreiblich schön war abends 8 Uhr die Ankunft in dem prächtig illuminierten Budapest mit seinem im hellstem Glanz am Ufer liegendem Parlamentsgebäude. Die Begeisterung der Ungarn war ungeheuer und es war eine gegenseitige feurige Begrüssung mit Umarmungen und gastfreier Bewirtung, wie ich solches noch nie erlebt habe. Der ungarische Elan kam hierbei so richtig zum Ausdruck und war wirklich imponierend. Nun wurde meine Lage aber kritisch, da die Züge nach Norden eingestellt wurden.

Auf die Reise nach Warschau verzichtete ich natürlich, da ich mich nicht in die Höhle des russischen Bären begeben wollte, und fuhr daher mit dem letzten Zug nach Breslau und von dort nach Thorn, wohin ich meine Koffer vorausgeschickt hatte. Das Gedränge auf der Bahn war unbeschreiblich, auch die Dächer unserer Wagen waren dicht besetzt. Am 30. 7. abends angekommen, wurde ich mit der Nachricht überrascht, dass mein Regiment wegen Kriegsgefahr abtelegraphiert hatte und nicht komme. Da mein Mobilmachungsbefehl auf den ersten Tag nach Strassburg lautete, hatte ich keine Zeit zu verlieren. Nach den neuesten Nachrichten konnte jede Stunde auch die deutsche Mobilmachung angeordnet werden. Nun musste daher zunächst mein Koffer geholt werden, von dem alle befragten Behörden keine Ahnung hatten, da sie ja grösstenteils am Abend zuvor den Dienst schon eingestellt hatten. Mit dem Mute der Verzweiflung suchte ich mit einigen verschlafenen Soldaten der Kommandantur nach Auffindung aller vorhandenen Schlüssel die vielen Lagerschuppen der Bahn und

² Es geht wohl hauptsächlich um die österreichische Forderung, die Fahndung nach den Mördern des Thronfolgers auf serbischem Territorium auch mit österreichischen Beamten durchführen zu lassen. Serbien lehnte diese Forderung nach Rücksprache mit Russland ab.

³ An dieser Stelle findet sich das erste abschätzige Urteil Hepps über die österreichischen Verbündeten. Solche Urteile finden sich im weiteren Text noch öfter.

⁴ Feldmarschall August von Mackensen (1849 bis 1945), der nach großen Erfolgen in Ostpreußen (Schlacht von Tannenberg 1914) und Polen (Durchbruch bei Tarnow-Gorlice 1915) maßgeblich an der Eroberung Serbiens 1915 und der Niederung Rumäniens 1916 beteiligt war.

⁵ In der Tat verlief der österreichische Angriff auf Serbien 1914 desaströs und endete mit einem vollständigen Misserfolg. Maßgeblich dafür war unter anderem, dass anfangs nicht klar war, welche österreichischen Truppen für den Angriff auf Serbien zur Verfügung standen und welche an die Front nach Galizien abrücken mussten. Es dauerte dann aber nicht zwei Jahre, sondern nur bis Herbst 1915, bis in einem kombinierten deutsch-österreichisch-bulgarischen Angriff Serbien besetzt werden konnte.

des Schiessplatzes ab, die grösstenteils einsam jenseits der Weichsel lagen. Als ich diese gegen Morgen zum dritten Mal überquert hatte, fand ich schliesslich in einem weit entfernt liegenden riesigen Schuppen ganz allein, mitten in dem Raum stehend, die so sehr gesuchten Koffer und konnte wieder aufatmen.⁶

Der Kriegsbeginn im August 1914 – nach Straßburg versetzt – Einsatz bei der Festung Mutzig

Es reichte nun gerade noch auf den Zug nach Berlin, sodass ich nachmittags bei General Ziethen und meinen Kameraden in Jüterbog war, einige Stunden vor der Bekanntgabe der allgemeinen Mobilmachung für den 1. 8. 1914. Da die Elsass-Lothringischen Korps nur wenige Reserveoffiziere hatten, musste ihnen bei der Mobilmachung ein Teil derselben aus anderen Korps abgegeben werden und da ich zum Bezirkskommando Strassburg gehörte, wurde ich für 1914 dorthin beordert, was mir ungemein schmerzlich war, da ich vorher als Ordonanzoffizier von Ziethen bestimmt worden war. Von Ziethen, der mir als Ideal der allerbesten und tüchtigsten Offiziere immer erschienen war und der dann als General für die artilleristische Leitung des Dunajekdurchbruchs der erste Artillerist wurde, der den „Pour le mérite“⁷ erhielt und dem der Angriff auf Verdun später übertragen wurde, allerdings trotz seiner vorherigen Warnung, weil wir nicht genügend weittragende schwere Artillerie hatten für diese so schwierige Aufgabe. Gleich nach der Bekanntgabe der Mobilmachung kam Ziethen zu mir //^{XXI} und sagte, dass er nach Strassburg ein Telegramm geschickt habe, mit der Bitte, man möge dort einen Ersatzmann für mich aufstellen, da er mich als seinen Ordonanzoffizier behalten wolle. Ich war ganz glücklich darüber, aber nachher umso betrübter, als er mir einige Stunden später

sagen musste, dass das Telegramm nicht habe befördert werden können, weil nur noch die sog. 1A Telegramme und Ferngespräche durchgegeben würden. Er versuchte mich damit zu trösten, dass ich als Batterieführer einer schweren Feldhaubitzbatterie dort eingesetzt würde und es für ihn als junger Offizier immer sein Ideal gewesen sei, mit solch einer Batterie ins Feld ziehen zu können.

Allerdings fügte er hinzu, würde ich voraussichtlich zur Verstärkung von Mutzig in dessen Nähe am Vogesenrand eingesetzt werden und dieses Sperrfort zum Schutze von Strassburg werde sich bei den geringen für das Elsass vorgesehenen Kräften kaum länger als 8 Tage halten können! Nun hiess es also Abschied nehmen von ihm und all den anderen Vorgesetzten und mir lieb gewordenen Kameraden. Ein Abschied, noch schwerer als einst vom Studentenleben. Um 23 Uhr ging mein Zug, zu dem auch noch mein lebenswürdiger Bataillonskommandeur, Major Richter mit Frau und 2 Söhnen kamen, wobei er mich tiefbewegt umarmte. So fuhr ich also in die Nacht hinaus, ganz allein, völlig fremden Menschen und einem ganz ungewissen dunklen Schicksal entgegen. Wie ich nun morgens in Frankfurt erfuhr, ging dieser Zug zunächst nach Stuttgart und von dort mit einem anderen Zug nach Strassburg. Ich telegraphierte daher rasch nach Gomaringen, um noch ein Wiedersehen zu ermöglichen. Wegen Verspätung des Telegramms konnte ich aber leider meine Lieben, die von einem befreundeten Fabrikanten im Auto hergeführt wurden, nur noch eine knappe halbe Stunde wiedersehen. Der Abschied von Weib und Kindern war natürlich sehr schwer, aber ich hatte sie doch wenigstens noch einmal in die Arme schliessen können, ehe der harte Krieg begann.

In Strassburg wurde ich dem badischen Regiment 14⁸ zugeteilt, mit teilweise älteren Mannschaften, welche die modernen Richtmittel noch nicht einmal kannten. Zu allem hin bekam ich meine schwere Feldhaubitzen erst am 13ten

⁶ Hepps Stimmungsbild über die letzten Friedenstage ist bemerkenswert. Hervorzuheben ist insbesondere, dass trotz des Durcheinanders der sich überstürzenden Ereignisse Hepps Koffer nicht etwa gestohlen worden waren – so geordnet waren die Verhältnisse der Bahn im Allgemeinen und in Thorn im Besonderen.

⁷ Höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung im Ersten Weltkrieg, wurde nur an Offiziere verliehen, während des Krieges 5430-mal.

⁸ Hepp meint das Badische Fußartillerie-Regiment Nr. 14; vgl. dazu: Hans Nonne: Badisches Fußartillerie-Regiment (II. Bataillon). Herborn 1934. Da Hepp nur ganz kurzfristig diesem badischen Regiment angehörte, ist er in dessen Kriegsranglisten nur beiläufig erwähnt: Hepp, Oberleutnant der Reserve, Parkkompanie Fußartillerie-Bataillon Nr. 18 Neubreitsach. Es könnte sich um eine Formation handeln, die einem Bataillon des Fußartillerie-Regiments 14 temporär angegliedert war (Mitteilung von Manfred Hennhöfer vom Generallandesarchiv Karlsruhe vom 27. April 2020).

August zugeteilt nach einem höllischen Durcheinander bei der allgemeinen Mobilmachung, da ein Teil der für den Vormarsch im Norden bestimmten Formationen wegen des Einbruchs der Franzosen aus der Festung Belfort heraus, über Mühlhausen⁹ hinaus plötzlich dorthin dirigiert werden mussten, während ich mit meiner Batterie zur Verstärkung des Sperrforts Mutzig in dessen Nähe [bei] der Strasse in das dort in die Vogesen hineinführende Breuschthal in Stellung zu gehen hatte. Dort war ich nun am 13ten mutterseelenalleine auf weiter Flur, weil die zum Schutze von Strassburg bestimmte Brigade von dem ordenshungrigen General ohne richtige Erkundung und ohne jegliche Seitendeckung über Mutzig hinaus in dieses Tal hineingeführt wurde. Als ich mich nun vormittags bei dem Kommandanten von Mutzig meldete und ihm erzählte, dass Ziethen mir sagte, dass Mutzig sich wahrscheinlich nicht länger als 8 Tage halten könne, lachte

dieser laut hinaus und antwortete: „Was, 8 Tage? Keine 3 Stunden können wir uns halten, wenn angegriffen wird, es ist ja rein gar nichts für den Ernstfall vorbereitet, eine ganz unerhörte und unglaubliche Schweinerei ist das.“

//^{XXII} Mit dieser tröstlichen Aussicht fing ich nun an, meine Batteriestellung mit ihren Mannschafts- und Munitionsunterständen auszuheben, als um die Mittagszeit plötzlich vor mir ein unerhörtes Donnerwetter losging, wobei die im Breuschthal vorgehende Brigade von den, alle Höhenstellungen beherrschenden Franzosen eingekesselt, abgeschnitten und fast restlos vernichtet wurde.¹⁰ Aus diesem Hexenkessel heraus fuhr ein Auto bei mir vor, dem ein Generalstabsoffizier entstieg, der mir zurief: „Die Lage hat sich geändert. Sie müssen sich sofort schussbereit machen“. Dieser Zeit hatte ich aber erst 2 Geschütze und noch keinerlei Munition bekommen, da die mit dem Munitionsempfang aus dem mir genannten Depot



Die Schirmlafetten-Batterie Nr. 1 im ehemaligen Fort Mutzig ist heute noch zu sehen.

⁹ Mühlhausen im Oberelsass, französisch Mulhouse.

¹⁰ Es handelt sich um das bayerische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 15, das sich am 14. August 1914 tatsächlich zurückziehen musste. An Verlusten verzeichnet wurden 62 Tote, 110 Verwundete, 233 Vermisste, das heißt, von einer völligen Vernichtung kann nicht die Rede sein. Vgl. auch Karl Deuringer: Die Schlacht in Lothringen und in den Vogesen. München 1929, S. 92; Frhr. von Soden: Württembergs Heer im Weltkrieg Nr. 6: Die 26. (württ.) Reserve-Division im Weltkriege 1914–1918. Stuttgart 1939, S. 9 ff. (für die Mitteilung zum gesamten Sachverhalt gedankt sei Rainer Sammet, Freiburg).

beauftragten Munitionswagen leer zurückgekommen waren, denn die nach Mühlhausen beorderten Batterien hatten dasselbe restlos geleert.¹¹ „Das fängt ja gut an“ dachte ich, liess aber all die fluchtartig an mir vorbeifahrenden Bauernwagen beschlagnahmen und mit ihnen und den Munitionswagen alle um Strassburg herum befindlichen Depots aufsuchen, mit dem Erfolg, dass ich mit den restlichen Geschützen bis zum Abend immerhin einige Munition da hatte. Als Beobachtungsstelle wählte ich den Kirchturm im Nachbarort aus, konnte mich aber bei Nacht nach keinem Geländepunkt einschliessen,¹² so dass ich jedem Angriff völlig schutzlos preisgegeben war.

Und nun wieder das Wunder: Bei einem späteren Ritt nach Schirmeck¹³ erzählte mir der dortige Hotelier, welcher nach der Schlacht die ihren Sieg feiernden französischen 3 Generäle persönlich bedient hatte, folgende Unterhaltung derselben: „Qu' est-ce que nous allons faire maintenant?“ sagte der eine. „Eh bien, nous marchons à Strasbourg, c'est du chocolat pour nous.“ Worauf der Zweite erwiderte: „Mais Mutzig?“ „C'est du biscuit pour nous.“ Darauf der Dritte: „Et Strasbourg, c'est aussi du chocolat pour nous.“¹⁴

Tatsächlich wären in dieser Nacht Mutzig und Strassburg und bestimmt auch ich mit meinen Leuten gefallen, wenn sie losmarschiert wären und wenn sie ihre bramarbasierenden Redensarten wahrgemacht hätten. Aber, wie später noch so oft, konnten ganz schwierige Situationen infolge von Fehlern auch auf der Gegenseite wieder eingerenkt werden. Die französische Soldateska feierte diesen Sieg als „grande victoire“ in die

Welt hinaus, der von unserer Leitung als „Schlappe“ bei Schirmeck bekannt gegeben wurde, mit viel Wein, Tanzen, Beflagung von Schirmeck, so dass die Generäle offenbar nicht mehr den Mut fanden, ihren siegestrunkenen Soldaten einen Vormarsch ins Ungewisse hinaus zuzumuten.

Auch am anderen Morgen regte sich nichts, sie hatten einen Ruhetag eingelegt, der ihnen noch von uns durch Geschützfeuer von Mutzig verdorben wurde.¹⁵ Inzwischen aber wurden aus Süddeutschland schleunigst neu aufgestellte Regimenter herausgebracht, welche das entstandene Loch in unserer Front stopfen mussten. Die Zurrückeroberung des Breuschtals mit allen Höhenstellungen in den folgenden Wochen kostete uns aber ungeheure Menschenopfer. Allein auf dem Kopf des alle anderen Berggipfel beherrschenden Donon lagen über 3000 württembergische gefallene Landwehrmänner, worunter 2 Bundesbrüder von mir, als ich zur Verstärkung unserer immer noch relativ schwachen Infanterie, nur mit unseren Karabinern bewaffnet, dorthin beordert wurde. Die zunächst völlig verzweifelte Lage war also infolge der Entschluslosigkeit der Franzosen und der auf unserer Seite raschen Heranführung neuer Kräfte wieder zu unseren Gunsten, aber unter ungeheuren Verlusten, eingerenkt worden.¹⁶ Hätten //^{xxxiii} wir jedoch, wie die Franzosen, entlang unserer Landesgrenzen ein gutes Sperrfortsystem und genügend Munition gehabt, so wären uns diese und all die Riesenverluste in den Vogesen auf dem „Hartmannsweiler Kopf“ usw. erspart geblieben. So rächten sich die schon vor dem geschilderten Unterlassungssünden sofort

¹¹ Die Franzosen hatten gleich im August das Oberelsass angegriffen und in raschem Vorstoß die Industriestadt Mühlhausen einnehmen können. Der daraufhin erfolgte deutsche Gegenangriff drängte die Franzosen wieder aus Mühlhausen hinaus, die allerdings im Laufe des August noch einmal Mühlhausen einnahmen, bevor sie erneut hinausgedrängt wurden. Die schweren Kämpfe um Mühlhausen hatten natürlich dazu geführt, dass die dortigen Munitionsvorräte gleich an Ort und Stelle verschossen worden waren und nicht für weiter nördlich stehende Truppen wie die Hepps zur Verfügung standen. Vgl. zu den Vorgängen in Mühlhausen den Bericht der Frankfurter Zeitung vom 22. September 1914: <https://www.faz.net/aktuell/politik/historisches-e-paper/historisches-e-paper-zum-ersten-weltkrieg-die-schlacht-um-muehlhausen-13156394-p5.html> (abgerufen am 25. März 2020).

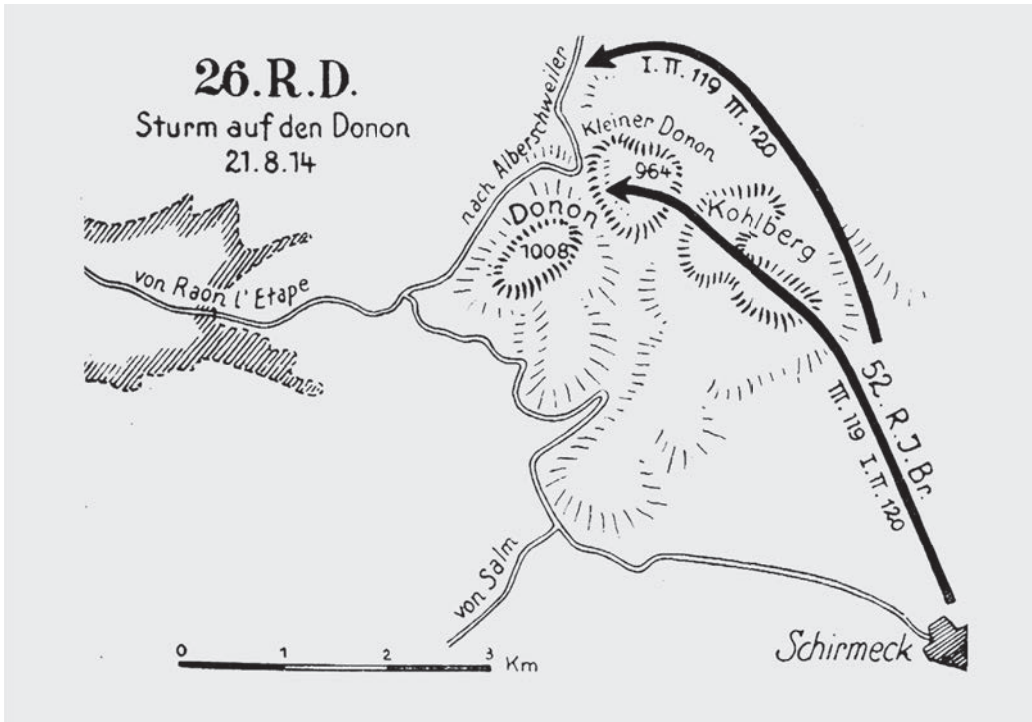
¹² Hepp meint, er konnte über Nacht keines der für das indirekte Schießen nötigen Hilfsziele sehen.

¹³ Schirmeck liegt ganz oben im Breuschtal, etwa 15 Kilometer westlich der Festung Mutzig, unterhalb des Donon-Passes, in unmittelbarer Nähe der damaligen deutsch-französischen Grenze.

¹⁴ Die Gespräche der französischen Generäle, die der genannte Hotelier wohl kaum frei erfunden haben wird, sind anderswo nicht überliefert.

¹⁵ Es handelt sich um die einzigen Schüsse, die während des gesamten Krieges von der Festung Mutzig aus abgegeben wurden, nämlich 291 Schuss am 18. August 1914 in Richtung Urmatt. Urmatt liegt etwa zehn Kilometer westlich der Festung im Breuschtal.

¹⁶ Hepp bezieht sich hier auf den deutschen Gegenangriff, der seit dem 18. August 1914 im Breuschtal durch das XIV. Reserve-Korps geführt wurde. Das XIV. Reserve-Korps bestand aus der 26. (Württ.) und der 28. (Bad.) Reserve-Division plus den Korps-Truppen, darunter Hepps Fuß-Artillerie. Vgl. dazu Otto von Moser: Die Württemberger im Weltkriege. Stuttgart 1927, S. 17 f.



Die Erstürmung des Donon im August 1914 kostete Tausende deutsche Soldaten das Leben, darunter auch zwei Bundesbrüder der Tübinger Studentenverbindung „Igel“, der auch Theodor Hepp angehörte.

schon beim Kriegsbeginn, zu deren Nachweis ich diese ersten Kriegshandlungen so ausführlich geschildert habe. Und wenn Deutschland, trotz aller gemachten Fehler, jahrelang der feindlichen Übermacht standhielt, so ist das in allererster Linie hier wie überall dem Umstand zu verdanken, dem Hindenburg bei seinem ersten Siegesbericht so treffend und selbstlos mit den Worten Ausdruck verlieh: „Dank der unübertrefflichen Tapferkeit unserer Truppen, habe ich diesen Sieg errungen“.

Zivile und private Erfahrungen in Straßburg¹⁷

Die ersten Tage in Strassburg hatte ich aber noch das grosse Glück, dass ich Mama dorthin kommen lassen konnte und so noch ein länge-

res Wiedersehen mit ihr feiern durfte. Erwähnenswert ist hierbei, dass das Haus, in dem wir wohnten (die Wohnung eines sehr sympathischen jüdischen Ehepaares) in einem Vorort von Strassburg war, die einen Edelterrier besaßen, der sprechen konnte, was mir des Oefteren von einigen Kameraden manche Flasche Sekt eintrug, weil sie, wenn ich davon sprach, es nicht glauben wollten und alles für Jägerlatein hielten. Die konnten dann Zeuge von folgender Unterhaltung sein: Ich frühstückte vor dem Hund eine Wurst, worauf er mich prompt mit seiner Nase kräftig anstieß. Hierauf sagte ich: „Wie ist das nun, wenn ich die ganze Wurst alleine aufesse und du kriegst nichts davon?“ Hierauf antwortete er ohne jegliche Anstrengung: „Unangenehm.“ Sodann sagte ich: „Was hat denn der Hund?“ Antwort: „Hunger haben“. Mein Hausherr hatte ihm dies in jahrelanger Uebung beigebracht, es war fast unglaublich,

¹⁷ Dieses Kapitel in der Internetfassung nicht enthalten; ab „Einsatz in den Südvogesen“ ist der Text wieder in der Internetfassung drin.

aber wahr. Während der Tage, da Mama bei mir war, legte die junge Hausfrau jeden Morgen einen herrlichen Strauss Blumen vor unsere Schlafzimmertür, sodass, als Mama wieder abreiste, unser Zimmer einem Blumenmeer glich, leider konnte sie aber die Blumen nicht alle mit heimnehmen, aber die Liebenswürdigkeit dieses jungen Paares wird uns immer unvergesslich bleiben.

Einsatz in den Südvogesen

Am 30sten September wurde ich telegraphisch nach den Südvogesen, zu dem dortigen Bataillon Nr. 20¹⁸ versetzt und musste mich raschestens von den mir lieb gewordenen Offizieren und Mannschaften verabschieden. Die anliegende Abschiedsrede eines Kanoniers zeigt deren treuherzige Anhänglichkeit an mich, es blieb kein Auge trocken, als ich jedem von ihnen die Hand drückte. Wussten wir doch alle nicht, ob man sich jemals wiedersehen würde.

Von diesem Bataillon war der grösste Teil in den Hochvogesen zwischen Schnierlach und Markkirch eingesetzt, ein kleinerer Teil im Vorgebiet der alten Festung Neubreisach zu dessen Schutz und zur Fliegerabwehr in Gestalt einer 10 cm Batterie. Ich hatte 2 Offiziere oben, wo ich zugleich den Bataillonskommandeur unterstützte, der einer bayrischen Division unterstellt war, und 2 unten, wo ich dem badischen General der Festung unterstellt war und zudem eine Mörserbatterie feldmarschmässig ausbildete, neben dem Fliegerschiessen mit der 10 cm Batterie zu 6 Geschützen, dabei ein gutes Pferdematerial mit 2 Jagdwagen und war völlig frei in meinen Entschliessungen, ob ich oben oder unten sein wollte. Die anfänglich noch lebhaftige Gefechtsfähigkeit und die Schönheit der Landschaft zog mich zunächst nach den Hochvogesen, wo ich bei einem eigenartigen Erlebnis auch wieder viel Glück hatte. Mein alter Freund, Oberförster Moosmaier, /^{XIV} war nach einer Magenoperation auch zum Bataillon 20 versetzt worden. Nach einigen Tagen bat er mich, mit ihm auf seine Beobachtungsstelle in einem Steinriegel der Vogesenköpfe zu gehen, um ihn über die feindlichen Stellungen zu orien-

tieren. Ich war aber noch nie auf dieser Beobachtung gewesen und ging mit ihm in angeregter Unterhaltung, nur mit Stock und Glas ausgerüstet, bis er plötzlich merkte, dass er sich hinter der Waldgrenze verirrt hatte und wir in nächste Nähe der französischen Beobachtungsstelle gekommen waren, von wo wir, Gott sei Dank, mit übereilten und schlecht gezielten Schüssen überrascht wurden. Blitzschnell warfen wir uns hinter die dort glücklicherweise vorhandenen grossen Felsblöcke. Und es gelang uns, mit kurzen Sprüngen, dies immer wiederholend, allerdings unter fortwährendem Feuer der Franzosen in einen toten Winkel zu kommen und von dort hangabwärts im Schweinsgalopp uns in Sicherheit zu bringen. Sie hätten ja, ganz abgesehen von ihrem schlechten Schiessen, seelenruhig herauskommen und uns erledigen können, denn wir hatten leichtsinnigerweise nicht einmal einen Revolver mitgenommen. Aber es war wirklich: „Ende gut, alles gut“.

Unsere Mannschaften waren grösstenteils von der Wasserkante, vorbildlich sauber und wohlgezogen, im Gegensatz zu den aus Niederbayern stammenden Infanteristen, welche bei den Elsässern leider wegen ihrer Unsauberkeit und ihrer derben Art sehr unbeliebt waren. Dazu kam, dass im Machtbereich dieser Division alle Kilometersteine, Brunnenstöcke und Wegweiser dieser Division mit den bayrischen Farben blauweiss angestrichen waren, um dergestalt dieses zukünftige „Reichsland“ zu annektieren, jedoch mit dem negativen Erfolg, dass die dortigen Einwohner sagten: „Lieber preussisch als bayrisch.“ Bei den Preussen aber waren sie wegen ihres guten bayrischen Biers wohlgelitten, das sie in „Wengeter-Butten“ auf die allerentlegensten Höhenstellungen hinauftrugen. Übrigens fiel leider einer meiner Offiziere, als er zum Abendschoppen die Staffel des Wirtshauses mit bayrischem Bierauschank in Schnierlach hinaufging und zwar durch eine vom Vogesenkamm hierher verirrte Kugel, die seinen Schädel bis zum Kinn herunter spaltete. Ein Beispiel, wie man auch im Felde schicksalhaftes Pech haben kann. Kurz vorher hatte ich einen Brief von seinen Eltern erhalten, in dem sie mich baten, ein besonderes Auge auf ihn zu haben, da er ihr einziger Sohn und Kind sei. Wie

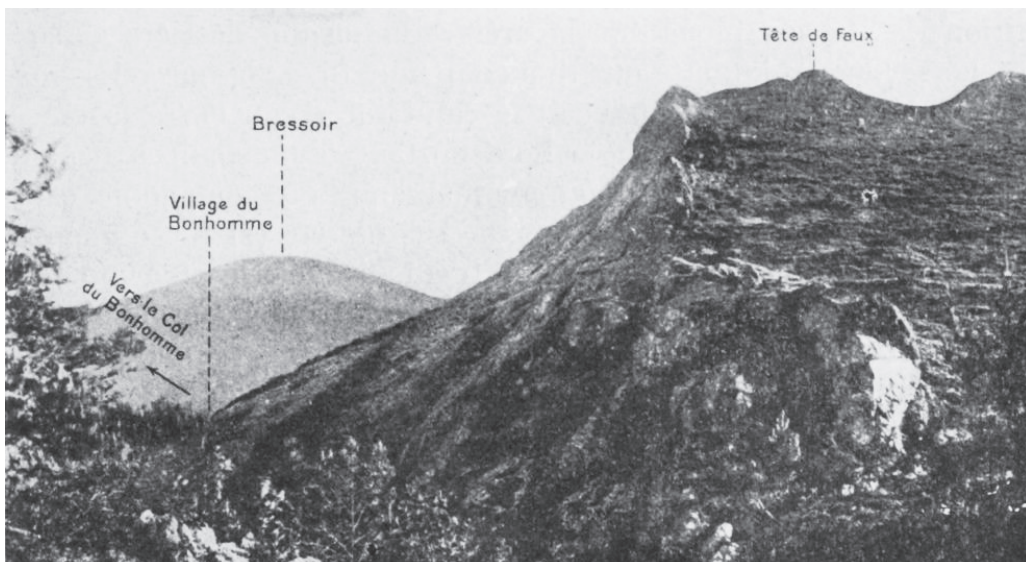
¹⁸ Angesichts des späteren Hinweises, dass die Artilleristen des Bataillons 20 grösstenteils von der Wasserkante stammten, könnte es sich um ein Bataillon des Fuß-Artillerie-Regiments Nr. 20 (Friedensstandort Itzehoe) handeln.

hätte ich dies tun können? Aber dieser Tod war ein gänzlich nach menschlichen Begriffen sinnloser. Es ist mir nachher ausserordentlich schwer geworden seinen Eltern die furchtbare Nachricht zu übermitteln.

Sinnloses Blutvergießen am Buchenkopf bei Schnierlach

Aber ich möchte noch ein Beispiel anführen für ganz unsinnige Blutopfer. Der beherrschende Gipfel bei Schnierlach war der „Buchenkopf“¹⁹, um dessen Besitz so lange gekämpft wurde. Nun war die Ostseite von uns, die Westseite von den Franzosen besetzt, wobei im Gipfel die beiderseitigen Stellungen ganz nahe aneinander grenzten. Eines Tages nun ging da oben ein

heftiges Schiessen los, gerade um die Mittagszeit, mit dem Resultate, dass sich die braven Bayern hatten überraschen lassen, sie waren wohl nach dem mittäglichen Biergenuss eingeschlafen!! Jedenfalls war die ganze Stellung plötzlich mit einem Schlage in feindlicher Hand. „Jo, da san halt uf e mal von alle Seite d' Franzose kümma und do haba mer weiche müssa“, sagte mir ein atemlos daher springender Bayer. Als ich ihn frug, wie das denn möglich gewel/^{xv}sen wäre, da von der Ostseite her alle unsere Stellungen einzusehen waren, musste dieser Berg unter allen Umständen zurückerobert werden. Aber offenbar traute der General seinen bayrischen Landsern nicht allzuviel zu, denn er erreichte, dass zu dem Gegenangriff das Marburger Jägerbataillon²⁰ herangezogen wurde. Dies waren prächtige, stramme Mannschaften und Offiziere, die fast alle dem



Auch der Kampf um den Tête des Faux (zu Deutsch Buchenkopf) in den Vogesen forderte zahlreiche Todesopfer auf beiden Seiten.

¹⁹ Unter dem französischen Namen Tête des Faux ist der Buchenkopf als einer der Brennpunkte der Kämpfe in den Vogesen bekannt. Der französische Name von Schnierlach ist Lapoutroie.

²⁰ Es ist offenbar weder das Kurhessische Jäger-Bataillon Nr. 11, Friedensstandort Marburg, gemeint, denn dessen Einsatzorte weisen nirgends die Vogesen auf (vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Kurhessisches_J%C3%A4ger-Bataillon_Nr._11, abgerufen am 5. März 2020), noch das ebenfalls in Marburg aufgestellte Reserve-Jägerbataillon Nr. 11, von dem sich aber auch kein Einsatz in den Vogesen ausmachen lässt. Bertram Schaefer/Heinrich Völke: Geschichte des Reserve-Jägerbataillons Nr. 11. Berlin 1927, S. VI ff. Vielmehr muss es sich um das Mecklenburgische Jäger-Bataillon Nr. 14 handeln. Hans Frhr. Schenck zu Schweinsberg/Wilhelm Bornefeld/Hugo von Willamowitz-Moellendorf: Das Großherzoglich Mecklenburgische Jäger-Bataillon Nr. 14 [...]. Berlin 1926, S. 44 bis 47. Vgl. zu den dortigen Kämpfen auch: Historique du 30e Bataillon de Chasseurs Alpins pendant la Grande Guerre. Nancy, Paris, Strasbourg 1923, S. 15 bis 18 (für die Hinweise zu den Kämpfen auf dem Buchenkopf sei Rainer Sammet, Freiburg, sehr gedankt).

Forstberuf angehörten. Ihr Kommandeur liess nun zunächst 2 Tage lang erkunden, aber ohne jegliche Verabredung mit uns und den Bayern ganz überraschend einen nächtlichen Angriff durchführen, bei dem er für kurze Zeit in die Stellungen eindringen konnte, dann aber im Gegenangriff von den Franzosen wieder hinausgeworfen wurde. Mit dem Resultat, dass dreiviertel seiner Leute fielen oder gefangen genommen wurden. Schuld hieran war wieder einmal diese verfluchte Ordenssucht der Herrn Kommandeure, die auf Kosten ihrer tapferen Soldaten Ruhm und hohe Orden einstecken wollten. Entsetzlich war am nächsten Tag der Anblick der restlichen Ueberlebenden. Natürlich wären diese Opfer erspart gewesen, wenn man, wie man es später oft erlebte, mit dem vereinigten Feuer unserer schweren Feldhaubitzbatterien die besetzten Stellungen zunächst sturmreif schiessen und dann auf die mit den Stürmenden verabredeten Zeichen unserer [Leute]²¹ Sperrfeuer abgeben müssen zur Verhinderung von Gegenangriffen.

Grundsätzliches zum Einsatz der schweren Artillerie

Diese Taktik hat ja unseren raschen Vormarsch durch die Befestigungssysteme von Holland und Belgien ermöglicht, weshalb die deutsche Heeresleitung allenthalben eine Menge neuer Formationen der schweren Artillerie aufstellen liess. Der anfängliche Mangel an ausgebildeten Mannschaften wurde durch Zuteilung von einberufenen Feldartilleristen und Kavalleristen ausgeglichen, welche bei unseren Munitionskolonnen, Pferdesammelstellen, beim Batteriebau und die Gewandtesten von ihnen schliesslich auch bei den Geschützbedienungen Verwendung fanden. Auch wurden nach Erstarrung der Fronten die ältesten Ladhüter an schweren Geschützen aus den rückwärtigen Festungen herausgenommen und in die Front eingesetzt.

Da der Feind fieberhaft an der Aufstellung von schwerer Artillerie arbeitete und mittelst seiner wirtschaftlichen Überlegenheit uns schliesslich weitüberholte, besonders an allerschwersten Langrohrkalibern, so wurde unsere anfängliche Überlegenheit an schwerer Artillerie, auf welche wir in der Schiessschule unsere ganze Hoffnung gesetzt hatten, für den uns infolge unserer Unterlegenheit und andere Fehler aufgezwungenen Stellungskrieg mit seiner Kriegsverlängerung allmählich in das Gegenteil verkehrt. Diese Unterlegenheit an Munition verschlimmerte sich aber leider noch infolge des Riesenbedarfs an all den riesigen Fronten, dem alle unsere Munitionsfabriken bei weitem nicht gewachsen waren. Es kam schon 1915 so weit, dass uns in der Vogesenfront die Munition gesperrt wurde und nur bei ausdrücklichem Befehl des Generals und unter genauer Angabe der Schusszahl das Feuer eröffnet werden durfte. Dies führte oft zu den lächerlichsten Situationen, wobei sich dann die Infanterie über uns beschwerte, während wir Artilleristen jede Initiative und Freudigkeit verloren. Die Tätigkeit in Neubreisach unten war nun bei Erstarrung der Fronten noch weniger erhebend, da die nach Süddeutschland einfliegenden Flieger sich meist in grosser Entfernung von meiner Batterie hielten /¹⁹¹⁵ und auch die Technik des Fliegerschiessens bei anfänglich ungenügenden Messgeräten wenig auf Erfolg gab. Nur einmal wurde einer heruntergeholt.

Ein grosser Lichtblick war, dass Mama mich mit Euch Kindern besuchen konnte und zwar in Neubreisach und einmal in dem idyllischen, am Rhein gelegenen badischen Städtchen Altbreisach, wohin ich von Neubreisach nur 1 Stunde zu reiten hatte. Das waren herrliche, unvergessliche Tage für mich, Mama und auch vielleicht für Dich, mein lieber Ernst, falls Du sie noch in Erinnerung hast. Späterhin musste ich leider im Lazarett von Altbreisach 14 Tage unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, da ich im Mai, nach einem bösen Sturz vom Pferde, bewusstlos und mit schwerer Gehirnerschütterung dorthin eingeliefert werden musste.²²

²¹ „Leute“ offenbar im Text Hepps vergessen.

²² Die Passage von *Ein grosser Lichtblick* bis *werden musste* ist nicht in der Internetfassung enthalten.



In Breisach am Rhein verbrachte Hepp 1914 sowohl schöne Tage (mit seiner Frau) als auch eine schwere Zeit (Lazarettaufenthalt nach Sturz vom Pferd).

Aus dem Elsass fortversetzt

Nachdem weiterhin im Sommer 1915 die Gefechtstätigkeit immer mehr eingeschlafen war, wurde ich dadurch in dem Entschluss bestärkt, mich von der Vogesenfront wegzumelden, um meinem Vaterlande an wichtigerer Stelle besser dienen zu können, wozu mir Mama ihre Einwilligung gab – ein wunderbares Beispiel ihrer Selbstlosigkeit. Ich spürte wohl, wie schwer und sorgenvoll ihr dabei ums Herz war, jedoch empfand sie andererseits, wie unbefriedigt ich von diesem Drohnendasein war. Nun schrieb ich meinem früheren Schießschuladjutanten, dem Major Breuer, darüber. Er hatte im Hauptquartier die Stellen unserer Offiziere bis zum Hauptmann zu vergeben.

Zunächst wurde ich nun sofort zu einem Kriegsschauplatz am westlichen Rande der Argonnen versetzt, wo ich mit einer neu aufgestellten Langrohr-Batterie Nr. 333²³ ein Jahr lang fast ununterbrochen allerschwerste Kämpfe mitmachte. Beim Abschied von der Vogesenfront fragte mich ein sehr anständiger und von mir verehrter General von Neubreisach, wie es denn möglich sei, dass ich ohne sein Wissen, ohne seine Genehmigung hier wegberufen werde. Als ich ihm dann ganz offen sagte, warum ich es hier nicht mehr aushalte und wie ich es gemacht hatte um wegzukommen, drückte er mir die Hand und sagte: „Hepp, ich beneide Sie. Ich würde ebenfalls gerne hier weggehen, aber mir ist es bisher nicht gelungen.“

²³ Diese Batterie lässt sich nur schwer ermitteln. Es handelt sich wohl um die Fußartillerie-Batterie Nr. 333, aufgestellt am 1. Juli 1915 durch die 5. Armee im Rahmen des XVIII. Reserve-Korps. Später wurde diese Batterie als 4. Batterie des Landwehr-Fußartillerie-Bataillons Nr. 68 geführt. Die Batterie war wohl mit der 10,5-cm-K 14 (Krupp-Kanone 1914 L/37) ausgestattet. L/37 bedeutet, dass das Rohr 37 Kaliberlängen lang war, also 3,885 Meter. Mitteilungen von Alexander Jordan von Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt vom 24. und 27. April 2020.

Grundsätzliche Beobachtungen zum Offizierskorps – erste Erfahrungen zwischen Aisne und Argonnen

Bei den weiteren Kriegseignissen musste ich leider öfters erleben, wie infolge der fortgesetzten Verminderung unserer Heeresbestände so viele aktive, einst aber frühzeitig pensionierte Offiziere in relativ hohe Stellungen einrückten, denen sie jedoch nicht gewachsen waren. Auch zeigten sie oft bei lächerlich veralteten Vorurteilen häufig grossen Mangel an sozialem Verständnis, so dass es nicht verwunderlich war, wenn von den Mannschaften späterhin über solche Vorgesetzte geschimpft wurde.

Hierfür ein Beispiel: Als ich einmal, nach schweren, sehr verlustreichen Kämpfen, meinem Gruppenführer gesagt hatte, dass ich meinen Mannschaften stets die augenblickliche strategische und taktische Lage und die Gründe zum dringend notwendigen Durchhalten erklärt habe, schrie mich dieser an: „Sind Sie eigentlich verrückt Hepp, Sie untergraben damit ja die Grundlagen der preussischen Armee. Die Kerls haben nichts zu fragen, sie haben nur zu gehorchen.“ Ich antwortete ihm: „Bei dem Drill von Rekruten mögen Sie Recht haben. Aber hier handelt es sich doch darum, dass ältere Männer und Familienväter ganz anders zu behandeln sind und dass diese Männer wissen möchten, warum sie durch Not und Tod durchhalten müssen. Ich persönlich bin überzeugt, dass Sie mit Ihrer Methode dereinst ein grosses Fiasco erleben werden.“ Beim Kriegsende erlebte ich dann auch in wunderbarer Weise, wie Recht ich hatte. //^{XXVII}

Im August 1915 kam ich dann zu einer preussischen Division zwischen Aisne und Argonnen, wo anschliessend an uns eine württembergische Division lag mit vielen alten Bekannten und Bundesbrüdern. Die Infanterie und entsprechende Artillerie-, Werfer- und Handgranatenkämpfe waren dort noch lange nicht zur Ruhe gekommen und wogten an besonders wichtigen Höhenstellungen immer noch hin und her. Sie waren bedingt durch das dortige eigentümliche Gelände, welches in dem relativ niedrigen, von Norden nach Süden streichenden Gebirgszug und bei vielen scharf eingeschnittenen Schluchten vor einem fast undurchdringlichen Laubholz-Mittelwald überzogen war, der Sicht auf fast jeden Einblick in die feindlichen Stellungen verhinderte. Dies führte

dazu, dass die Schützengräben in vorgeschobenen Sappen sich sogar berührten. Die Folge hiervon waren ununterbrochene Handgranaten- und Minenwerfer-Kämpfe, die sich auch in unsere Division hinein fortsetzten in einzelnen Waldschluchten bis zur Aisne hinunter, jenseits welcher die kahlen Berge der Champagne ihren Anfang nahmen. Der Vorderste derselben erhielt späterhin den Namen „Sargdeckel“, da er bei den folgenden Kämpfen mehrfach den Besitzer wechselte und zu den blutgetränktesten Bergen der ganzen Westfront gehörte.

Die Stellung für meine Batterie 333 war leider von dem dortigen Artilleriekommandeur Oberstleutnant Müller schon ausgesucht und sodann nur notdürftig ausgebaut worden. Dieser hatte aber als ein vor Jahren abgesägter Feldartilleriemajor vom indirekten Schiessen keine Ahnung, vollends nicht von der Aufstellung schwerer Artillerie in hierfür geeignetem Gelände. Daher hatte die mir übergebene Batterie ihrer Lage nach ganz unfassliche Fehler, die sich in der Folge immer merkbarer machten und rächten und mich in den schroffsten Gegensatz diesem, ebenso dummen als eingebildeten und leider auch oft unwahren Vorgesetzten brachten. Einmal war die Geschützstellung mit dem zugehörigen Mannschaft- und Munitionsunterstand ganz im Grunde eines flachen Tales entlang der Bachrinne angelegt, sodass bei Gewitter und den späteren Herbst- und Winterregen die Unterstände sich mit fusshohen Wasser füllten, in welchen meine arme, im täglichen Kampfe stehende Mannschaft Schutz und etwas Erholung finden sollte. Die Stellung wurde daher nur noch „Sumpf“ benannt. Nur etwa 50 m weiter vorne wäre sie vom Grundwasser verschont geblieben und alle Unterstände hätten gegen schweres Feuer genügend tief in den Boden eingegraben werden können. Auch hätte 200 m weiter östlich eine aus den Argonnen herausführende Waldschlucht beste Deckungsmöglichkeit gegeben, wie dies auch von einer 600 m rückwärts von mir liegenden württembergischen Feldartillerie-Abteilung bestens ausgenützt wurde.

Taktische Zusammenarbeit der schweren Artillerie mit der Feldartillerie und der Infanterie

Der Einsatz dieser weitreichenden schweren Geschütze resp. Batterie weit von der Feldartil-

lerie war allgemein richtig, damit wir die, gegen der unsrigen circa 2 km weiter reichende französische Feldartillerie sicher bekämpfen konnten und überhaupt sowohl nach der Tiefe, als auch nach der Seite, mit Granaten und Schrapnells möglichst weitreichende Wirkung erzielten. Sie war daher auch als sogenannte Überwachungsbatterie eingeteilt, nicht wie die Feldartilleriebatterie an besondere schmal begrenzte Abschnitte gebunden und konnte überall hin nach Belieben wirken, wo lohnende oder besonders gefährliche Ziele auftauchten. Das brachte es aber mit sich, dass meine Batterie beim Feind ganz besonders gefürchtet und entsprechend intensiv bekämpft wurde.

Meine Beobachtungsstelle hatte ich auf einer südwestlich von der Batterie gelegenen Höhe in einem Baum, mit weitreichendem Rundblick von der Mitte der Argonnen bis weit in die Champagne hinein. Zum Schutz gegen Sprengstücke von vorn und von der Seite hatte ich mir 3 mit Zweigen verdeckte Panzerplatten eingeschoben, hinter denen ich //^{xxxviii} an meinem Scherenfernrohr sitzend bei dessen 14-facher Vergrößerung einen wundervollen Einblick in die feindlichen Stellungen und deren rückwärtiges Gelände hatte. Der Mannschaftsraum für meine Telephonisten und die so wichtigen Mannschaften, welche zur Batterie führende zerschossene Leitungsdrähte auffinden und wieder instandsetzen mussten, war hinter diesen Batterien tief in die Erde eingegraben und doppelt mit Panzerplatten zugedeckt. Einige 100 m östlich davon baute ich mir in einer schmalen bewaldeten Schlucht meinen Wohnbereich und taufte ihn stiller Winkel, bekam aber auch dorthin häufig starkes Feuer aus schweren Kalibern. Auf anliegendem Bild von mir [das Bild fehlt leider] aus [hier fehlt wohl: links oder rechts]; meine 3 Leutnants: Ferche, Koffman und Schlottmann abgebildet. Ferche ist gefallen. Glücklicherweise verlebten wir zunächst noch einige ruhige Wochen, während derer ich vieles verbessern und weiter ausbauen konnte. Zugleich orientierte ich mich bei unserer benachbarten württembergischen Division in den vordersten Schützengräben über die jeweiligen besonderen Verhältnisse und Wünsche unserer Infanteristen. Ich verabredete mit denselben, dass ich auch in ihre Handgranatenkämpfe eingreifen werde, dabei zur Vermeidung eines Kurzschusses in dem eigenen Graben stets mit einem Weitschuss anfangen würde, um sodann mit jedem einzelnen Geschütz für sich ein Punkschiessen auf die nahen feindlichen Sappen durchführen zu können. Ebenso wollte ich die von den Franzosen immer wieder [... unleserliche Sätze, knapp zwei Zeilen...] mir jeweils durch ein ganz schwaches Rauchwölkchen verraten wurde, das beim Abschuss über den feindlichen Grabenrand aufstieg.

Um hierbei zu haarscharf genauen Schüssen zu kommen, verabredete ich mit meinem Geschützführer zum Nehmen der Erhöhung mittelst des Einspielens der Libelle am Aufsatz mit 1/16 Grad nochmals in 3 Teile geteilt werden konnte;²⁴ so dass ich die Geschosse der einzelnen Geschütze bei den kurzen Entfernungen zu den Infanteriestellungen bis auf 1/2 m genau in das Ziel zu bringen vermochte. Gleich beim ersten Eingreifen in Handgranatenkämpfe hatte ich damit einen grossen Erfolg, unsere Infanterie war begeistert, und die Verluste der Franzosen nach den Aussagen von Gefangenen waren enorm. Dazu kam dann noch die Bekämpfung der feindlichen Artillerie mit meinen weitreichenden Geschützen und alle Nachtschiessen auf die rückwärtigen Ortschaften und Anmarschwege zur Störung der Munitionstransporte und der Ablösungen. Mit Munition wurde ich meist hier reichlich versorgt. Die Kehrseite davon war aber, dass der böse Feind meine offen dastehende Batterie bei seinen grossen Fliegerübungen [... unleserliche Sätze, etwa drei Zeilen...].

In diese anfängliche Zeit meiner dortigen Tätigkeit fiel ein Grossangriff unsererseits gegen ein feindliches Grabensystem in den Argonnen, welches so weit vorgeschoben war, dass meine Batterie mit demselben auf gleicher geographischer Höhe lag und ich daher meine Geschütze um 90 Grad nach Osten drehen musste, sodass meine, um die Tiefenwirkung eines Schrapnells auf 250 m gestaffelten Salven gleichzeitig 1000 m Länge und 30 m Breite zudeckten. Ich hatte hierzu noch einen meiner Offiziere als seitlichen Beobachter bei den Württembergern, der mir die Lage meiner Schüsse genau angeben konnte. Nach einer Feuervorbereitung von wenigen Stunden aus allen Rohren stürmten unsere tapferen Württemberger

24 Satz sprachlich etwas unklar, aber so überliefert.

die ganze Stellung in kürzester Zeit. Dabei erfüllte es mich mit grossem Stolz auf meine Landsleute, dass deren grosse Tapferkeit von den /^{XXIX} Preussen restlos anerkannt wurde, wie ja auch Ludendorff dies getan hatte.

Hier sei ein kleines Beispiel erzählt, um ihren oft eigenartigen und drolligen Mut zu beschreiben: Ich ritt manchmal an einen bestimmten Gesellschaftsabend der württembergischen Offiziere in einen rückwärtigen Offiziersunterstand, wo ich viele Bekannte und Bundesbrüder treffen konnte. So kam ich nach diesen Kämpfen mit einem Major Sprande zusammen, unter dem mein Bruder Emil als Reserve-Offizier und mein Bruder Oscar als Unteroffizier gedient hatten und der ihnen als ein Unikum von einem derben, aber zugleich gutmütigen Schwaben manchen Anlass zum Lachen gegeben hatte. Er begrüßte mich mit den Worten: „Oh Hepp, ich hab doch rechte Saukerle da vorne. Jetzt hab ich doch gestern 3000 Handgranaten in ihre neue Stellung bringen lassen und wie ich heute nachsehen will, hent die Kerle schon alle verschossen.“ – Um sich eine Vorstellung von der Schwere dieser Argonnenkämpfe zu machen, füge ich einige Ausschnitte aus unserer Feldzeitung bei. [Dieselben sind in dem Text nicht wiedergegeben.]

Der Auftakt zur Herbstschlacht in der Champagne 1915²⁵

Nun kam eine Zeit, in der wir aus vielerlei Anzeichen ersehen konnten, dass jetzt umgekehrt der Franzose bei uns zum Angriff übergehen wollte. Es bereitete sich damit eine der allerschwersten und blutigsten Schlachten des ganzen Weltkrieges vor, die „Herbstschlacht in der Champagne“, welche vom Rande des Argonnenwaldes über die Aisne hinweg bis Reims reichte. Es war mir hierbei vergönnt, mit meiner Batterie eine entschei-

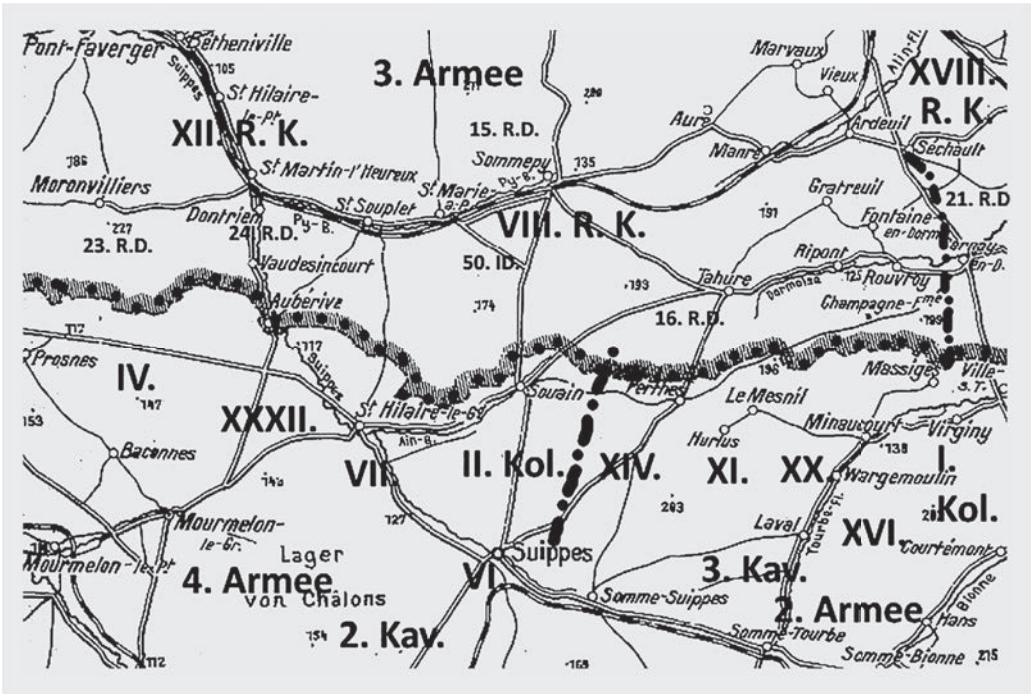
dende Rolle zu spielen, indem, nach Heeresberichten, die Wirkung der schweren Artillerie am linken Flügel, also von unserer Division, entscheidend dafür wurde, dass den Franzosen ein breiter Durchbruch und damit ein Aufrollen unserer Front nicht gelang. Da für unsere damalige Offensive in Russland zur Rettung unserer zurückgewichenen schwächlichen österreichischen Bundesgenossen alle halbwegs entbehrlichen Truppen und Geschütze im Osten eingesetzt waren, benützte der Franzose diese Gelegenheit in der Hoffnung, unsere geschwächten Linien zu durchbrechen, aufzurollen und damit nicht nur ihr Land von der deutschen Besetzung befreien zu können, sondern auch ein siegreiches Kriegsende herbeizuführen.

Der Glauben der Franzosen an einen sicheren endgültigen Sieg wurde ihnen auch dadurch in fast mystischer Weise gesteigert, weil nun die Hilfe Amerikas in der Lieferung von schwerer Artillerie mit modernster Munition von stärkster Wirkung in nie vorhergesehener Weise einsetzte. Wie uns später mitgeteilt wurde, standen hierbei auf der 40 km langen Angriffsfront unseren 7 Divisionen mit 500 Geschützen, 37 feindliche Divisionen mit 5000 Geschützen, worunter 3000 schweren Geschützen gegenüber. Das war keine Kanonade mehr, sondern ein einziges infernalisches Gebrülle. Wobei, wie ausgerechnet wurde, auf 25 m Frontabschnitt in der Minute rund 60 Geschosse krepiereten, ganz abgesehen von dem Donner der Geschütze. Wer das nicht erlebt hat, kann sich von der Wirkung auf unser Nervensystem überhaupt keine Vorstellung machen.²⁶

Die Anzeichen von dieser bevorstehenden Offensive bestanden zunächst darin, dass in dem rückwärtigen Gelände immerzu neue Gräben und betonierte Bunker entstanden, deren nächtliches Bauen ich wohl stören, aber nicht verhindern konnte. Ganz bedenklich aber war für mich, dass aus verschiedenen, durch die Schall-

²⁵ Hepp gibt im Folgenden Überlegungen wieder, die insgesamt auch dem heutigen Forschungsstand entsprechen. Der französische Generalissimus Joseph Joffre (1852 bis 1931) versuchte tatsächlich durch den von Hepp beschriebenen Zangenangriff die durch Truppenabgaben in den Osten geschwächte deutsche Front zum Einsturz zu bringen. Auch die Angaben über die beiderseits eingesetzten Truppen entsprechen zumindest in der Größenordnung heutigem Erkenntnisstand (30 französische Divisionen auf 32 Kilometern Frontbreite gegen 9 deutsche Divisionen). Vgl. dazu: German Werth: Champagne. – In: Markus Pöhlmann: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn, München, Wien, Zürich ²2004, S. 409 ff.; John Keegan: Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie. Reinbek 2001, S. 285 ff.; Hew Strachan: Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte. München 2006, S. 203 ff. Ob Hepps Aussagen über amerikanisches Kriegsmaterial eigener Erfahrung entstammen oder späterer Kriegsliteratur, ist unklar. Tendenziell hat er aber durchaus recht: Die USA, obwohl nominell neutral, belieferten die Briten und Franzosen in großem Umfang mit entsprechendem Material.

²⁶ Hier handelt es sich eindeutig um eigene Erfahrungen Hepps.



Hepps Langrohr-Batterie 333 war während der Herbstschlacht in der Champagne im Jahr 1915 im Bereich des XVIII. Reserve-Korps eingesetzt, also im Osten der hier abgebildeten Karte.



Der deutsche Jagdflieger Max Immelmann in seiner Fokker E.II.

messtrupps²⁷ feststellbaren Richtungen, sich schwere und allerschwerste Batterien mit Fliegerbeobachtung genau auf meine Batterie einschossen, deren Kaliber meine Verstärkung unserer Unterstände nicht gewachsen waren. Das war gottlob zunächst nur ein „Einschiessen“ und nicht ein „Wirkungsschiessen“, sodass ich vorerst mit viel Glück noch keine hohen Verluste hatte. Nun beantragte ich aber beim Artilleriekommandeur energisch einen Stellungswechsel meiner Batterie. Aber umsonst! „Er“ hatte diese Stellung ausgesucht und deshalb war sie gut!

Dazu kam noch, dass unsere Fliegerunterlegenheit immer grössere und katastrophalere Formen annahm.²⁸ Unsere Beobachtungsflyer für die Artillerie konnte sich bei unserem grossen Mangel an Kampffliegern überhaupt nicht mehr über solche Linien hinaus vorwagen, wodurch für uns ein genaues Einschiessen auf die neuen feindlichen Batterien unmöglich wurde, wozu noch kam, dass dieselben bei neuester Konstruktion erheblich grössere Schussweiten hatten als die unsrigen Batterien. Eine westlich von mir aufgestellte Feldhaubitzbatterie konnte gegen diese Entfernung überhaupt nicht aufkommen, auch war den Haubitzen bei ihrem Beschuss der Infanteriestellung ein so genauer Punktsschuss wie bei mir gar nicht möglich, da ihre Flugbahn eine weit grössere und höhere war.

Artilleriefachliche Überlegungen zum französischen Angriff im September 1915²⁹

Am 22. September wurde zunächst in dreitägigem Trommelfeuer eine unbeschreibliche Hölle losgelassen, wie sie bis dahin einmalig in der Geschichte der Kriege war. Eine nähere Beschreibung ist wiederum in den angeschlossenen

Kriegsberichten [diese hier erwähnten Kriegsberichte sind nicht mit enthalten] geschildert. Nach diesem dreitägigen Trommelfeuer glaubte die französische Führung, dass wir völlig erledigt seien und kein[en] Widerstand mehr leisten könnten. Dies wurde so auch den Truppen bekannt gegeben, welche nun bei den folgenden mehrtägigen Infanterieangriffen in Reih und Glied ganz offen anmarschierten, sodass mir dieselben ein Ziel darboten, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte. In kurzer Zeit waren riesige Flächen des Geländes mit Leichen und Verwundeten bedeckt, denen niemand helfen konnte. Ein entsetzlicher Anblick! Es war furchtbar, dies im Scherenfernrohr mit entsprechend blossen Auge auf 120 m tagelang sehen zu müssen, wie sie sich noch bewegten und langsam zugrunde gingen. Und immer wieder neue Gefallene kamen hinzu bei den fortgesetzten weiteren Angriffen. Ich benützte für all diese lebenden Ziele, die gegen unsere Division so unmenschlich dumm anrannten, fortgesetzt Schrapnellsalven, die in 5-10 m Höhe vor der vorgehenden Infanterie krepierend mit einem Schlag eine Fläche von 120 m Breite und 250 m Tiefe zudeckten, sodass ich ununterbrochen diese Salven seitlich verlegen und damit in kurzer Zeit nach allen Richtungen grosse Flächen bestreichen konnte.

Ein verwundeter Infanterist, der an meinem Baum vorbeikam, rief zu mir herauf: „Wir sind Herr Hauptmann schon böse, denn immer, wenn wir gerade abdrücken wollen, fallen die Franzmänner schon vorher um!“ Wie war es aber überhaupt möglich geworden, dass trotz des mehrtägigen Trommelfeuers, bei welchem nicht weniger als 6 schwere Batterien auf die meine angesetzt waren, auch nur noch 1 Schuss von mir abgefeuert werden konnte? Dies hatte ich einem wunderbaren Glücksfall zu verdanken. Infolge eines plötzlichen totalen Witterungsumschlags³⁰ vor

²⁷ Die Erwähnung der Schallmesstrupps zeigt, welch hoher technischer Entwicklungsstand sich rund um die Artillerie gebildet hatte.

²⁸ Hier decken sich Hepps Mitteilungen nicht mit dem heutigen Kenntnisstand über den Luftkrieg. Gerade der Herbst 1915 war die Zeit, in der die deutschen Fokker-Eindecker eine deutliche technische Überlegenheit über die britischen und französischen Flugzeuge hatten. Die Briten sprachen damals sogar von der „Fokker-Plage“. Vgl. dazu: Norman Franks: Sharks Among Minnows: Germany's First Fighter Pilots and the Fokker Eindecker Period, July 1915 to September 1916. London 2001. Inwieweit freilich die deutschen Flieger denen der Ententemächte zahlenmässig unterlegen waren, bleibt offen.

²⁹ Hepp berichtet hier aus unmittelbarer eigener Anschauung ebenso eindrucksvoll wie präzise über die fürchterliche Wirkung seiner Geschütze. Vgl. zu Details auch Moser (wie Anm. 16), S. 311 bis 315.

³⁰ Es handelte sich um Regenwetter, das auch im weiteren Verlauf die französischen Angriffsmaßnahmen erheblich störte. Vgl. Werth (wie Anm. 25).

Beginn der Kanonade, lagen all diese schweren Einschläge etwas zu weit und hatten gleich hinter der Batterie ein 3-4 m tiefes Trümmerfeld erzeugt.

Späterhin gleich hinter der Batterie hätte dieses Wunder nicht mehr eintreten können, da ab 1916 auf beiden Fronten täglich und schliesslich alle 2 Stunden die „Witterungseinflüsse“ durchgegeben wurden, welche entsprechend der Windrichtung, Windstärke, dem Luftdruck und dem Feuchtigkeitsgrad die Geschossbahnen veränderten und daher //^{xxxI} nach Tabellen zusammengestellt, für die verschiedenen Weiten errechnet und an der Visiervorrichtung der betreffenden Geschütze ausgeschaltet wurden.³¹ Zu diesem glücklichen Umstand kamen noch 2 weitere grosse Vorteile, die ich in Voraussicht des kommenden Unheils für meine Batterie gesichert hatte. Schon wochenlang vorher gab ich meinen täglichen Munitionsverbrauch wesentlich höher an, als er in Wirklichkeit betrug, um für den kommenden und vorausgesehenen Angriff bei der hierbei zu erwartenden Schwierigkeit der Munitionsversorgung möglichst viel in greifbarer Nähe zu haben, die sich mir in der benachbarten Waldschlucht darbot. Infolge dieser „Mogelei“ hatte ich einige 1000 Schuss mehr zu sofortigem Gebrauch, was dann bei dem tatsächlich aussetzenden Munitionsempfang von unschätzbarem Wert war. Aber fast noch wichtiger war ein weiterer Ungehorsam gegen die z. Zeit bestehenden Vorschriften, nach denen u. a. aus Sparsamkeitsrückzicht von der Beobachtung zur Batterie nur eine einzige Leitung gebaut werden durfte. Da diese aber nach meinen Erfahrungen bei starkem feindlichen Feuer immer wieder zerrissen wurde und dann wieder geflickt werden musste, womit zeitweise die Befehlsgebung des Batterieführers zur Batterie ausgeschaltet und diese somit völlig zum Schweigen verurteilt wurde, erlaubte ich mir stillschweigend nicht weniger als 5 verschiedene Leitungen auf allen möglichen, einigermaßen sicher erscheinenden Umwegen einrichten zu lassen. Dadurch erreichte ich tatsächlich, dass, dank der Tag und Nacht währenden unermüdlichen Tätigkeiten meiner Flickkommandos, die Verbindung zur Batterie niemals abgerissen war.

Artilleriebeobachtung, Fernsprechleitungen, französischer Angriff

Was ferner meine Beobachtung in dem mit einer Leiter versehenen Baum betrifft, so hatte ich mit dieser damals und fernerhin am allermeisten Glück. Wie aus der Karte eines abgeschossenen Fliegers hervorging, war derselbe als rückwärtiger Maschinengewehrstand eingezeichnet, was ihr bei der Gefährlichkeit eines solchen auf beherrschender Höhe für den geplanten Durchbruch eine ganz besondere Beachtung vom Feinde zuzog, weshalb ich aus allen Kalibern bis zu den allerschwersten ununterbrochen dorthin Feuer bekam. Von der hier abgebildeten Explosion eines mittleren Kalibers [offenbar war im handschriftlichen Original hier ein Bild eingefügt, das in der Internetversion leider nicht enthalten ist], die von einem Kanonier in der Nähe meines Baumes photographiert und vervielfältigt wurde, bekam ich z. Bp. einmal in wenigen Minuten 5 Stück vor und unter meinen Baum, wobei für mich als der direkt darüber Sitzenden infolge des tollen Luftdrucks jeder Nervenstrang im Körper erzitterte und spürbar wurde. Gegen die Sprengkörper war ich zwar nach vorn und den Seiten durch Panzerplatten geschützt, an die ich mich immer eng anlehnte, wenn von oben die Erde auf mich herunter prasselte. Aber niemals erhielt ich einen Volltreffer oder eine schwere Verwundung.

Auch der Fernsprechunterstand direkt hinter dem Baum erhielt von den ganz schweren Kalibern zunächst keinen Volltreffer, zudem verstärkte ich denselben späterhin dauernd mit Beton und Panzerplatten nebst zwischenliegendem, federndem Schotter, wodurch eine ganz grosse Widerstandskraft erreicht wurde. Auf diese Idee wurde ich durch Unterhaltung mit einem einfachen Pionierfeldwebel in einem rückwärtigen Pionierpark gebracht, dem aber von seinem Vorgesetzten keine Beachtung geschenkt wurde. Da sie sich hier aber in der Praxis vorzüglich bewährte, worüber ich berichtete, wurden, nach Besichtigung //^{xxxII} derartige Konstruktionen, deren Bau in einer einzigen Nacht möglich war, in weitgehendem Masse angewandt. Was die Verluste

³¹ Auch hier wieder klare Hinweise, wie sehr sich die Artillerie im Laufe des Krieges technisierte und perfektionierte.

unserer Infanterie durch das mehrtägige Trommelfeuer der Artillerie und der Minenwerfer anbetrifft, so waren dieselben leider zum Teil sehr hoch, aber die verbliebenen Reste verteidigten sich mit einem wunderbaren Heldenmut.

Jedoch wurde die nach Westen uns anschließende Gardedivision vollkommen überrannt bis über die Artilleriestellung hinaus, von denen die gesamten Mannschaften bajonettiert wurden und noch an den Geschützen lagen, als durch Gegenstöße von rasch herangeführten Reserven dieses grosse Loch wieder zurückerobert werden konnte. Auch in meiner Division gelang dem Feind ein schmaler Durchbruch durch ein Tälchen hindurch, in das ich keinen Einblick hatte. Plötzlich wurde es im Grunde unter mir rund 300 m westlich meiner Batterie blau vor lauter Franzosen, sodass ich ihr den Befehl heruntergeben musste: „An die Karabiner zur Nahverteidigung.“ Aber auch in dieser momentan verzweifelt schlecht aussehenden Situation ging es wieder gut ab. Statt eines raschen weiteren feindlichen Vorstosses, der auch mich von meinem Baum heruntergeholt und meine Kanoniere, wie im Nachbarabschnitt endgültig erledigt hätte, kam dieser ganz rasch zum Stehen, weil diese relativ schmale Einbruchsstelle durch unsere Infanterie unter Beihilfe eines aus den Argonnen heraus vorstossenden württembergischen Bataillons³² abgeriegelt und die durchbrochenen 4000 Mann gefangen genommen werden konnten. Das spielte sich alles so rasch ab, dass mir der ganze Vorgang wie ein unfassliches Wunder erschien.

Bilanz der Schlacht

Nachdem die hauptsächlichliche Angriffstätigkeit nachgelassen hatte, bekam ich von höherer Stelle telephonisch ein langes grosses Lob und durfte als Einziger in der Division aus meiner Batterie einen Mann auswählen, der zum Kaiser gesandt und von diesem, im Beisein des Kronprinzen (als Kommandeur unserer Heeresgruppe), das eiserne Kreuz angeheftet bekam. Die Auswahl eines solchen Mannes ist, wie auch bei sonstigen Ver-

leihungen von Orden, immer sehr schwer unter so vielen tapferen Männern, die ununterbrochen im Feuer stehend ihre schwere Pflicht tun. Warum ich hierfür aus der für die Ausbesserung der Leitungen zur Batterie bestimmten Mannschaften einen Kanonier „Biever“ bestimmte, geht aus anlässlichem Bericht hervor, den ich [der erwähnte und offenbar den handschriftlichen Unterlagen Hepps beigefügte Bericht fehlt in der maschinenschriftlichen Fassung] auf Ersuchen des Generalkommandos zur Veröffentlichung an die Presse einsandte.

Ausserdem wurde ich zur Berichterstattung vom Armeeoberkommando über meine Erfahrungen in der Schlacht aufgefordert. Ich tat dies sehr eingehend und sehr offenherzig, hatte ja unter Ziethen in den Manövern der letzten Jahre eingehende Erfahrungen sammeln können, wie unter der Wirkung von modernen Geschützen die gesamte Artillerie einzusehen und aufzustellen ist, wogegen sich ja aber die Feldartilleristen immer noch sträubten, mit ihren fürs Galoppaufahren konstruierten Kanonen. So hatte auch hier unser blöder Artilleriekommandeur als alter Feldartillerist die ganze Artillerie in einer fast geraden Linie neben einander aufgestellt, statt gestaffelt und gedeckt durch grösstmögliche Ausnutzung des Geländes, was ich ganz besonders für meine Batterie verlangte, deren mangelhafte Stellung ich eingehend bereits schilderte. Auch an der Infanterielinie tadelte ich die viel zu geringe Tiefe derselben. Es waren damals eben nur 3 Gräben im Abstand von 100-200 m voneinander gezogen, //^{xxxiii} unter sich verbunden durch Quergänge und hinter diesem Grabensystem kam nichts mehr. Nach Einebnung desselben durch Trommelfeuer von schwerer Artillerie- und von Minenwerfern unter genauer Beobachtung des Wirkungsschiessens durch die überlegenen Flieger konnte es sodann zu einem solch vollkommenen Durchbruch wie in unserer Nachbardivision kommen.

Weiterhin kostete die Zurückerobung unserer alten Stellungen ungeheuer viel Blut und dauerte bis zur Verdun-Offensive Ende Februar, welche uns aber keine Erleichterung brachte, da wir bei Beginn derselben Scheingriffe machen

³² Vielleicht meint Hepp hier das Eingreifen des aus drei Bataillonen unterschiedlicher württembergischer Regimenter (II./120, II./123, II./124) am 23. September 1915 rasch zusammengestellte sogenannte „Regiment Lägeler“, das am „Kanonenberg“ zwischen Cernay und Massiges in den Kampf geworfen wurde. Vgl. Moser (wie Anm. 16), S. 313 ff. und zur Lage von Cernay und Massiges die auf Seite 55 abgebildete Karte.

mussten, um möglichst viele feindliche Kräfte auf uns zu ziehen. In unseren Heeresberichten bekam daher unsere Division fast dauernd die besondere Erwähnung: „Zwischen Aisne und Argonnen heftige Artilleriekämpfe.“ Infolgedessen hatte ich nun auch in meiner Batterie immer wieder schwer Verletzte, denn die feindlichen schweren Batterien schossen sich, aus weiten Entfernungen mit Fliegerbeobachtung, erneut ganz genau ein und ich war machtlos dagegen. Neue Geschütze, neue Menschen – so ging das fort, weshalb ich noch 2 mal ganz dringlich Stellungswechsel beantragte – wieder ohne Erfolg.

Streit mit dem Artilleriekommandeur³³

Zudem nahm der Artilleriekommandeur aus Wut über meine Kritik an seiner Artillerieaufstellung, in meiner 6 km rückwärts liegenden Pferde- und Protzensammelstelle in den dortigen Mannschaftsunterständen, die ich infolge meiner fortgesetzten Schiesstätigkeit schon viele Wochen nicht mehr gesehen hatte, eine Besichtigung vor, bei der er, ganz wie bei Rekruten, die Schuhsohlen auf ausgefallene Nägel, die Patronentaschen auf gleichmässige Verteilung der Patronen usw. untersuchte. Ich wurde nun schleunigst dorthin beordert und erhielt von ihm vor versammelter Mannschaft einen ganz tollen sog. „militärischen Sauhund“ verpasst. Da war es aber mit einmal zu Ende mit meiner Selbstbeherrschung. Ich stand mit geballten Fäusten neben ihm und konnte nur noch denken: „Jetzt schlage ich diesen erbärmlichen Schädling nieder.“ Da merkte er etwas davon und vielleicht auch an den ängstlichen Mienen meiner Leute, drehte sich zu mir herum und sprang, mitten in seinem Redestrom innehaltend, mit einigen Sätzen in sein nahes Auto und fuhr schleunigst davon. Ich aber ritt sofort wieder nach vorn, holte meine Garde-Parade-Uniform mit Helmbusch und Schärpe aus meinem Koffer, ging zum Unterstand meines Gruppenkommandeurs, Major Rüssel, und sagte zu die-

sem: „Ich melde hiermit dienstlich, dass ich den Artilleriekommandeur niederschossen werde wie einen räudigen Hund, wenn sich dieser noch einmal bei mir blicken lässt.“ „Ich kann es nicht mehr verantworten, dass meine tapferen Mannschaften weiterhin infolge der Dummheit und Gemeinheit dieses Menschen zugrunde gehen.“

Nervliche Zerrüttung, Todeserfahrung, Verwundung

Es muss hierzu noch bemerkt werden, dass von den ihm unterstellten Artillerieoffizieren schon 3 völlige Nervenzusammenbrüche erlitten hatten, der letzte war mit einem Tobsuchtsanfall schreiend im Gelände umhergeirrt, musste eingefangen und gefesselt abtransportiert werden. Die Wirkung meiner Worte war insofern verblüffend, als ich nach ärztlicher Untersuchung 3 Wochen Erholungsurlaub bekam. Dieser war auch äusserst notwendig, da ich einmal seit der Herbstschlacht infolge der nervenzerrüttenden Einschläge der schweren Granaten um meinen Baum herum eine so schwere Herzneurose bekommen hatte, dass ich mich nicht mehr niederlegen konnte, weil sich alles um mich herum im Kreise drehte. Ich konnte mich nicht einmal setzen, ohne mich vorher festzuhalten und musste daher monatelang ^{/^{xxxiv}} nur in meinem altfranzösischen Lehnstuhl sitzend die Nächte zubringen, wobei mir mein treuer Bursche Augenstein auf unserem Grammophon meine Lieblingsmelodien vorspielte. Dabei stand mein Herz manchmal so lange still, dass ich bei der hierdurch entstehenden Blutstockung mit ihrer unsäglichen Bangigkeit jede Sekunde einen Herzschlag erwartete.

Ausserdem war ich an einer Gasvergiftung einige Tage schwer erkrankt, weil ich bei einem Feuerüberfall, zur Beobachtung springend, zu spät bemerkt hatte, dass unter den krepierenden Granaten auch Gasgranaten waren, ein Trick, den wir auch seit Einführung dieser heimtückischen Geschosse häufig anwandten. Zudem war bei

³³ Der hier und im nächsten Kapitel beschriebene Streit mit dem Artilleriekommandeur, die sehr persönlichen Mitteilungen über die eigene nervliche Zerrüttung, Todeserfahrung und Verwundung geben nicht nur Einblick in die ungeheure nervliche Belastung, der ab einem gewissen Zeitpunkt nicht einmal mehr ein stabiler Mensch wie Hepp gewachsen war, sondern zeigen auch, wie innerhalb der Armee Krisenmanagement mit nervlich ruinierten Offizieren betrieben wurde. Nicht minder bemerkenswert ist die Beschreibung der eigenen Verwundung mit dem vereiterten Splitter. Keiner der nachfolgend genannten Offiziere – Müller, Rüssel, Richthofen – lässt sich identifizieren.



Trotz seiner teilweise verheerenden Wirkung forderte der Gaskrieg im Ersten Weltkrieg nur verhältnismäßig wenig Opfer.

Besichtigung im vordersten Schützengraben wegen einem von mir zu erledigenden Ziele mit sekundenschneller Beobachtung „über Bank“ eine Granate nur ½ m von meinem Kopf weg krepirt, hatte mich bewusstlos in den Graben hinuntergeschmissen, wobei ich bei einsetzendem Feuerüberfall als Leiche liegen gelassen und meiner Batterie mitgeteilt wurde, dass ich gefallen sei. Glücklicherweise waren aber die Sprengstücke über meinen Kopf hinweg gegangen und nur die Erde und der Knall hatten mich für einige Zeit bewusstlos gemacht und betäubt. Zunächst wachte ich nur innerlich auf, glaubte, dass ich gefallen sei und jetzt vorläufig in einer Art Zwischenreich sei, in dem es mir furchtbar öde und langweilig vorkam, alles grau in grau, ohne Engelsgesang oder Sphärenmusik, aber auch ohne „Ringelschwänze und von boshaften Teufeln“. Eine dicht neben mir wieder krepierende Granate brachte mich aber wieder in das Diesseits zurück und bewirkte, dass ich regelrecht mit einem Kopfsturz in einen Infanterieunterstand untertauchte, wo mir der Kopf gewaschen wurde, und ich nach einigen Schnäpsen

meine Lebensgeister wieder zu spüren bekam.

Zu allem hin kam wenige Tage vor meinem Urlaubsantritt eine ganz gefährliche Sache hinzu. Es war mir ein kleines Sprengstück durch die Backe gegangen, welche der Sanitätsunteroffizier gereinigt und verklebt hatte, worauf ich nichts mehr davon spürte und die kleine Wunde für geheilt hielt. Da wachte ich eines Nachts an einem tolen Schmerz auf, es war wie ein innerlicher Stich im Hirn. Als sich dies mit kurzen Pausen wiederholte, wurde ich hellhörig, liess sofort mein Pferd satteln und ritt im Eiltempo, unter Umgehung aller Vorschriften, zu dem 30 km entfernten Lazarett in Grandpré³⁴, in dem ein guter Chirurg war, der mich sofort operierte und mir sagte, dass ich schon wenige Stunden später verloren gewesen wäre, weil das Sprengstück unterhalb des Gehirns einen Eiterherd gebildet hatte, der keinen Ausweg gefunden hätte. Zuvor dürfte ich ausserdem eine ganz grosse Freude erleben.

Als ich der Sekretärin zunächst meine Personalien angeben musste, fuhr diese bei der Nennung meines Namens auf ihren Sessel herum und sag-

³⁴ Grandpré im Departement Ardennes, ein kleiner Ort mit auch heute nur wenigen 100 Einwohnern.

te leuchtenden Auges: „Was, Sie sind der Hauptmann Hepp von der Batterie 333? Denken Sie nur, dass wir noch keine Infanteristen hier im Lazarett gehabt haben, die nicht von Ihnen gesprochen und gesagt haben, dass die ganze Infanterie vorne verloren wäre, wenn Sie ihr nicht so wunderbar helfen würden.“ Das hat mir zeitlebens bis ins Innerste wohl getan und ist mir heute noch mehr wert als alle Orden zusammengenommen. Ich wurde dann noch 2 mal operiert, später noch in Stuttgart von einem Spezialisten, der mir nach teilweiser Trennung der Oberlippe vom Oberkiefer den Eiterherd gründlich auskratzte.

Wieder zurück an der Front

//^{xxxv} Die grösste Überraschung aber erlebte ich, als ich ins Feld zurückkehrend am Endbahnhof ausstieg, wer stand da, stürzte auf mich zu und umarmte mich mit Inbrunst? Mein Artilleriekommandeur!! Ich sah ihn nur ernst an, seine übergrosse Liebenswürdigkeit sagte mir genug. Ich schloss draus, dass es nicht allzu gut um ihn stehen musste, da er sich derart vor mir demütigte. Und so war es auch. Er wurde bald darauf auf ein Kleiderdepot versetzt und damit für die Front unschädlich gemacht. Sein Nachfolger, ein Oberst Freiherr von Richthofen, Onkel des berühmten Jagdfliegers war ein tadelloser Mann. Alle meine Anträge gingen nun durch. Der Divisionsgeneral kam 2 mal zu mir und liess sich meine Vorschläge über Staffelnach der Tiefe unter möglicher Ausnutzung des Geländes eingehendst auseinandersetzen, wie dies später von Hindenburg in seiner „Siegfriedstellung“³⁵ allgemein durchgeführt wurde. Auch der Korps-General von Steuben³⁶ besuchte mich und war voll Lobes.

Ich hatte zu der ursprünglichen Geschützzahl von Geschützen pro Batterie noch weitere hinzubekommen und stellte diese in 4 verschiedenen Stellungen möglichst gedeckt auf, sodass

sie von Fliegern nicht gefunden werden konnten und die Mannschafts- und Munitionsräume tief unter der Erde auch gegen schwerste Kaliber gesichert waren. In anliegendem Bild [auch dieses Bild fehlt in der maschinenschriftlichen Version von Hepps Bericht] z. B. befinden sich die beiden Geschütze oben am Rande einer kleinen, steilen Schlucht, versteckt unter kleinen Bäumen, mit einem künstlichen Wall vor sich, über den die Rohrmündung nur hervorkommt, wenn geschossen wird. Die Mannschaft- und Munitionsbestände liegen 10 m tiefer unter der Erde völlig gesichert auch gegen die schwersten Kaliber. Gegen die Sprengstücke der Kurzschüsse sind die Mannschaften auch beim Schiessen gesichert, weil sie tiefer stehen und die Sprengstücke über sie hinweg fliegen und die Weitschüsse verschwinden über den Steilhang hinweg schadlos im Grunde unten. Wie ich später erfahren habe, ist in dieser Stellung bis zum Kriegsende nicht ein einziger Mann auch nur verwundet worden! Es wurden sodann Generalstabs- und höhere Artillerieoffiziere aus anderen Korps zur Besichtigung dieser Stellungen herkommandiert. In den Argonnen wurde die württembergische Division von einer hessischen abgelöst. Der Abschied von meinen Bundesbrüdern in dem Offiziersunterstand bei Besançon³⁷ ist mir sehr schwer gefallen; so manchen von ihnen sollte ich nie mehr wiedersehen. Es war, als ob wir es ahnten.

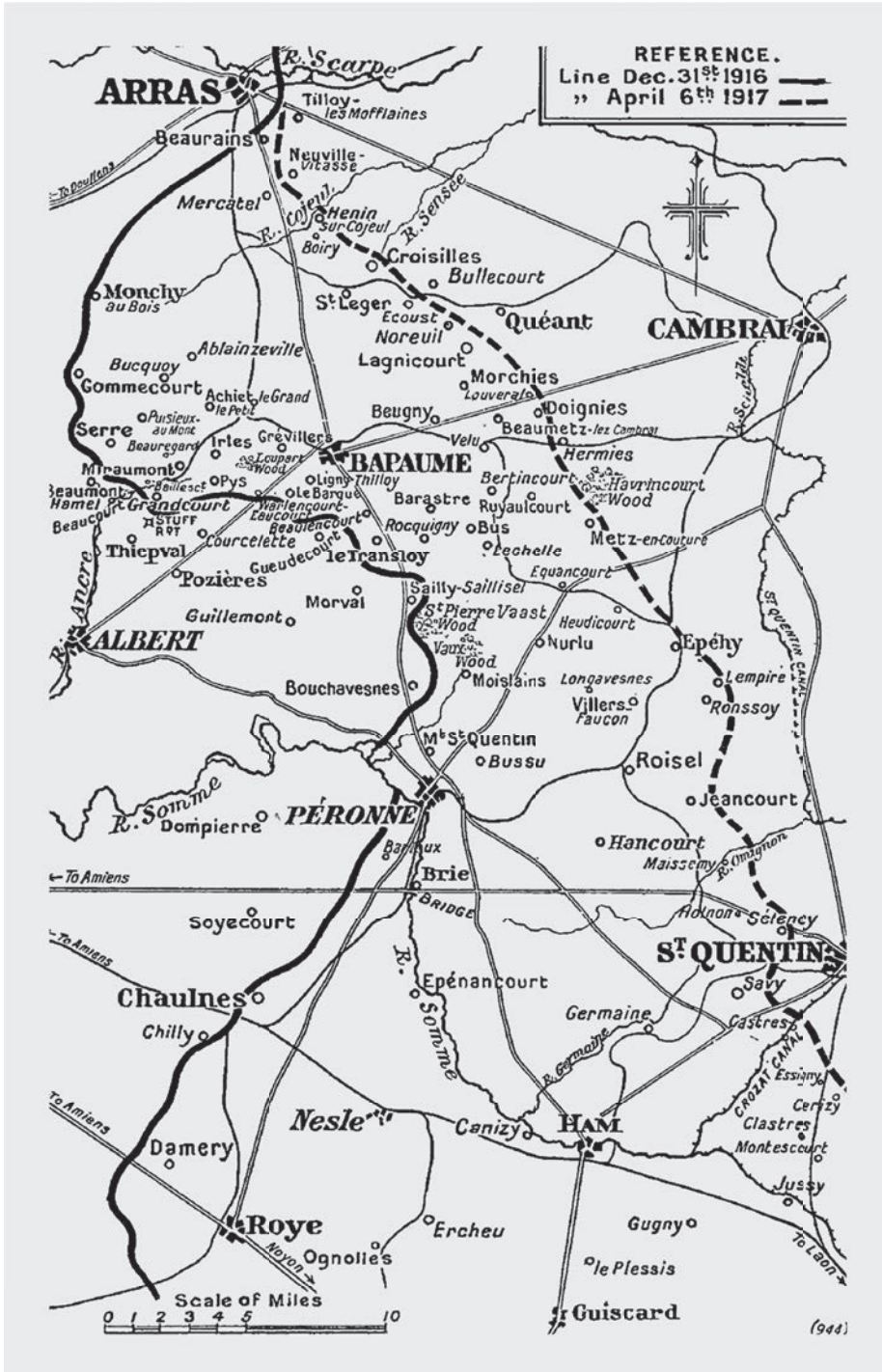
Ich wurde nun auf 2 Wochen zu dieser hessischen Division³⁸ versetzt, um ihre artilleristische Ausbildung in die neuartigen Verhältnisse der Argonnen einzulernen. Der böse Feind hatte aber natürlich von dem Abmarsch der gefürchteten Schwaben Wind bekommen, eroberte schleunigst eine Stellung zurück, was wiederum langwierige heftige Kämpfe auslöste. Das allgemeine Urteil unserer preussischen Offiziere war das, dass eben die württembergische Division unübertrefflich gewesen sei und dass die hessische bei weitem nicht an sie heranreichte.

³⁵ Die Siegfriedstellung war die stark befestigte Linie, auf die sich das deutsche Westheer im März 1917 zur Verkürzung der Front zurückzog.

³⁶ Es muss sich um General Kuno von Steuben (1855 bis 1935) handeln. Über ihn lässt sich auch feststellen, in welchem Korps Hepp eingesetzt war. Es handelte sich um das XVIII. Reserve-Korps. https://de.wikipedia.org/wiki/Kuno_von_Steuben (abgerufen am 25. März 2020).

³⁷ Hier muss sich Hepp (beziehungsweise die Internetversion seines Textes) irren. Die Stadt Besançon in der Franche Comté liegt in einem ganz anderen Teil Frankreichs und war während des Ersten Weltkrieges auch nie von deutschen Truppen besetzt. Hepp meint mit ziemlicher Sicherheit die Stadt Bouconville im Departement Ardennes, die nördlich von Cernay-en-Dormois im Bereich des XVIII. Reserve-Korps liegt.

³⁸ Das XVIII. Reserve-Korps bestand fast ausschließlich aus hessischen Truppenteilen.



1917 zogen sich die deutschen Truppen in Nordfrankreich auf die sogenannte „Siegfriedstellung“ (auch Hindenburglinie genannt) zurück (gestrichelte Linie).

Verschärfung der Lage 1916 – Hepp sieht den Kaiser aus der Nähe

Ende Februar begann dann die Verdun-Offensive, die unserer Division aber keine Entlastung brachte, da wir den Auftrag bekamen, durch Schein-Angriffe möglichst viele Kräfte auf uns zu ziehen. Wir bekamen zwar reichlich Munition, der Feind aber von Amerika noch viel mehr. Aber nun hatte ich doch gottlob meine Mannschaften aus den schrecklichen Kampfstellungen heraus, wo sie im Dreck und Grundwasser fast erstickten und fortgesetzt grosse Verluste hatten. Jedoch //^{xxxvi} bekam ich auf meine Beobachtung und auch auf meinen Wohnungsunterstand immer noch so viel Feuer, dass meine Herzneurose wieder schlimmer wurde.

Dies verschaffte mir einen Erholungsurlaub zu einem Kavallerie-Regiment in der Etappe, wo dasselbe bei der Bebauung landwirtschaftlicher Güter wie im tiefsten Frieden herrlich und in Freuden lebte. Ein wunderbares Frühstück mit Eiern, Schinken usw. kostete ganze 22 Pfennige. Trotzdem verliess ich schleunigst diesen Ort und begab mich weiter fort und zwar nach dem 300 km entfernten berühmten Hotel „Porta Nigra“ in Trier, wohin ich unser Mamale umgehend gebeten hatte zu kommen. Dort verlebten wir bei prächtigem Frühlingwetter auf Ausflügen in das schöne Moseltal mit seinen herrlichen Weinen eine traumhaft schöne Zeit. Von einem besonders guten Tropfen in dem Weinort „Grach“, dem berühmten „Gracher Himmelreich“ liess ich mir weiterhin jeden Monat eine Kiste voll Flaschen ins Feld schicken, was meinen Nerven und meinem Herzen guttat. Aber die heftigen Kämpfe gingen weiter und weiter, auch nach der allmählich abflauenden Verdunoffensive, deren artilleristische Leitung meinem verehrten General Ziethen übertragen wurde, obwohl er dringend davor gewarnt hatte, wegen Mangel an weittragenden schweren Geschützen, an welchen uns der Feind, infolge der sich steigernden Lieferungen aus Amerika ebenso überlegen war, wie an Jagdfliegern.³⁹ Ich musste

oft denken: „Wie gut, dass unsere arme Infanterie nicht weiss, wie ungeheuer unterlegen wir allmählich in diesen auch für sie entscheidenden Waffen geworden sind, sonst könnte sie ja nicht mit dieser unfasslichen Zähigkeit und Tapferkeit durchhalten!“

2 mal bin ich zu der zusammengeschossenen Kirche von Montfaucon⁴⁰ hinübergeritten, von wo aus eine umfassende Beobachtung des Schlachtfeldes von Verdun möglich war. Unsere Lage aber wurde infolge der geschilderten Nachteile immer hoffnungsloser und so musste diese Riesenschlacht endlich ohne entscheidende Erfolge abgebrochen werden. Der „Spiritus rector“ derselben war Generaloberst von Falkenhayn, der trotz aller Warnungen von unserer Seite seinen Dickkopf durchgesetzt und die Genehmigung unseres obersten Kriegsherrn, unseres Kaisers, hierzu erhalten hatte. Nach Schluss der Verdunoffensive mit ihren ungeheuren Verlusten fiel er nun in Ungnade, und der Kaiser musste sich dazu bequemen, den aus Eifersucht an einem unbedeutenden Frontabschnitt im Osten kaltgestellten Hindenburg als künftigen Oberbefehlshaber der Armee persönlich herbeizuholen. Diesen historischen Moment erlebte ich mit, als ich, von einem Urlaub kommend, in Charleville umsteigen musste. Der Bahnhof war abgesperrt und als ich von den diensttuenden Offizieren erfuhr, dass der Kaiser nach dem Osten fahren wollte, um Hindenburg zu bewegen, nunmehr das Generalkommando⁴¹ zu übernehmen, das ihm ja auf Grund seiner früheren Leistungen schon längst zugestanden wäre, da bat ich rasch um irgendeine Funktion, um dableiben zu können. Als nun der Kaiser mit Gefolge, worunter auch Falkenhayn, kam und einstieg, stand ich in nächster Nähe von ihm, zum letzten Mal in meinem Leben und konnte jede Einzelheit, einschliesslich seiner Gesichtszüge genau beobachten. Er machte eine derartig verbissene, wütende Miene, wie ich sie noch nie an ihm gesehen hatte, gerade das Gegenteil von seinem Lachen bei dem auf meinen Schultern aufgenommenen Bild [Bild fehlt auch hier in der maschinenschriftlichen

³⁹ Tatsächlich waren 1916 die Zeiten der „Fokker-Plage“ längst vorbei, und die Entente-Flieger hatten zahlenmässig eine deutliche Überlegenheit. Ob die USA damals tatsächlich bereits Geschütze geliefert hatten, ist unklar. Amerikanische Munitionslieferungen sind dagegen sicher.

⁴⁰ Ob Montfaucon im Departement Aisne? Rainer Sammet weist darauf hin, dass es sich um Romagne-sous-Montfaucon zwischen Argonnen und Verdun handeln könnte, da Hepp von seinem Standort aus das Schlachtfeld von Verdun sehen konnte.

⁴¹ Gemeint ist natürlich die Führung der Obersten Heeresleitung, nicht das Generalkommando, das sich nur auf ein Korps bezogen hätte.



In Trier und Umgebung verbrachte Theodor Hepp zusammen mit seiner Frau im Frühjahr 1916 einen unbeschwerteten Urlaub von der Front.

Version von Hepps Text]. *Beim Besteigen des Zuges nahm er von dem direkt vor ihm strammstehenden Falkenhayn überhaupt keine Notiz und startete wortlos grimmig an ihm vorbei.*

Mit der Übernahme des Oberkommandos durch Hindenburg wurde zwar vieles besser, aber es kam 1 Jahr zu spät. Die seitherigen ungeheuren Blutverluste hatten unsere besten //^{XXXVII} Truppen masslos geschwächt, die zu kurz ausgebildeten und schliesslich auch körperlich untauglichen Reservisten⁴² konnten keinen entsprechenden Ersatz abgeben und zu allem hin wurde durch das immer rascher anlaufende amerikanische Rüstungspotential eine derartig überwältigende Übermacht an Waffen und Munition gegen uns eingesetzt, dass unsere Unterlegenheit immer grösser und grösser wurde. Als sodann späterhin nach der Kriegserklärung Amerikas⁴³ auch noch dessen bestausgebildeten und vorzüglich verpflegten Menschenmassen gegen uns eingesetzt wurden, da musste das Verhängnis, trotz Hindenburgs Berufung, seinen Lauf nehmen.

Versetzung nach Mazedonien⁴⁴

In unserem Frontabschnitt wurde es dem Herbst zu allmählich etwas ruhiger, doch hatte ich immer noch fast jeden Tag irgendwelche Ziele zu beschliessen. So sass ich auch mal wieder auf meinem Baum am Scherenfernrohr, als ich vom

Adjutanten des Artilleriekommandeurs mit den Worten angerufen wurde: „Hepp, Mensch, haben Sie einen Dusel. Sie sind nach Mazedonien versetzt, das ist zur Zeit die wunderbarste Front, die es gibt!“ Mir war dieses Ereignis jedoch kein freudiges Ereignis, jetzt, wo alles soweit in bester Ordnung war und ich mich gesundheitlich einigermaßen erholt hatte. Und nun musste ich mich zum dritten Mal schwersten Herzens von all meinen Getreuen verabschieden. Ich durfte nur meinen allergetreuesten Burschen Augenstein und meinen aus einem Argonnenschloss stammenden Griffon⁴⁵ mitnehmen, nach meiner Protzensammelstelle „Condé“ benannt. Mein erstklassiges Pferd, ein wundervoller Springer, mit dem ich sogar über Schützengräben samt Aufwurf wegsetzen konnte, musste ich leider dalassen. Beim Abschied in Condé weinte mein dortiger Wachtmeister⁴⁶, ein Hüne, wie ein kleines Kind, ich hätte es nie für möglich gehalten. Und als ich von dort mit Jagdwagen zum Divisionsgeneral fuhr und nach allgemeinem Lebewohlsagen mit dem wehmütigen Lied: „Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus“ verabschiedet wurde, blieb kein Auge trocken. Damit kam ich nun fort aus der Armee des Kronprinzen mit seinem erstklassigen Generalstabschef „von Seek.“⁴⁷

Der Kronprinz war in der Front allgemein sehr beliebt wegen seines leutseligen Wesens und seines offenen Ohres für alle Nöte der Mannschaften, die er häufig bis in die vordersten Linien aufsuchte.⁴⁸ An Weihnachten wurde ein Jeder von ihm

⁴² In der Tat waren seit 1916 und vermehrt 1917/18 viele neu eingezogene deutsche Rekruten wegen der alliierten Hungerblockade unterernährt und körperlich nicht mehr voll leistungsfähig.

⁴³ Die USA erklärten Deutschland am 6. April 1917 den Krieg.

⁴⁴ Vgl. zur mazedonischen Front neuerdings Bernhard Bachinger: Die Mittelmächte an der Saloniki-Front 1915–1918. Zwischen Zweck, Zwang und Zwist. Paderborn 2019 (= Krieg in der Geschichte 106). Zu erwähnen ist auch der Artillerist Carl Klußmann († 1959), der von 1915 bis 1918 an der mazedonischen Front war. Er dürfte Hepp begegnet sein. Indessen ist in dem knappen Beitrag über Klußmann nichts über Hepp enthalten: Uwe Klußmann: An der Front mit den „Preußen des Balkans“, <https://www.spiegel.de/geschichte/erster-weltkrieg-artillerieoffizier-carl-klussmann-an-der-front-in-mazedonien-a-951409.html>, vgl. auch dort die 14 Bilder von der mazedonischen Front (abgerufen am 27. März 2020).

⁴⁵ Eine Hunderasse.

⁴⁶ Bei der Artillerie entsprach der Wachtmeister dem Dienstgrad des Feldwebels bei anderen Waffengattungen. Gemeint ist hier der „Spieß“, also quasi der Kompaniefeldwebel. Den Dienstgrad des Hauptfeldwebels gab es nicht. Der Feldwebel beziehungsweise Wachtmeister war der höchste Unteroffiziersdienstgrad. Unter ihm gab es den Vizefeldwebel beziehungsweise Vizewachtmeister.

⁴⁷ Hepp meint hier wohl den Generalmajor Hans von Seeckt (1866 bis 1936), den späteren Reichswehrchef. Der war aber 1916 nicht im Westen, sondern an der Ostfront tätig. Vermutlich meint Hepp mit der „Armee des Kronprinzen“ die 5. Armee. Der deutsche Kronprinz Wilhelm (1882 bis 1951) kommandierte nominell diese Armee, die 1916 an dem Angriff auf Verdun beteiligt war. Hans von Seeckt war aber nicht in der 5. Armee. Allerdings war von Seeckt 1915/16 an der Saloniki-Front, bevor er sich 1916 an die russische Front versetzen ließ. Vgl. Bachinger (wie Anm. 44), S. 121, 128 f., 134 bis 137, 165, 201, 233 f., 257, 323.

⁴⁸ Hepps Urteil ist insofern bemerkenswert, als Kronprinz Wilhelm heute wegen seiner Haltung zu Hitler Anfang der 1930er-Jahre umstritten ist. In seiner Militärzeit während des Ersten Weltkrieges hatte er auf Befehl des Kaisers keine eigene Entscheidungsgewalt, sondern musste die Ratschläge seiner Stabschefs befolgen. Nach heutigem Urteil führte er auch während des Krieges ein beinahe playboyartiges Leben mit etlichen Liebschaften. Das war Hepp offenbar unbekannt, der das umgängliche Wesen des Kronprinzen hervorhebt.



Machte auf Hepp einen guten Eindruck: Kronprinz Wilhelm, der Sohn des deutschen Kaisers Wilhelm II.

beschenkt, die Mannschaften mit Tabak, wir Offiziere mit einem ledernen Tabaksbeutel, den ich Dir, lieber Ernst, geschenkt habe.

Nun ging es also einem neuen unbekanntem Krieg-Schauplatz entgegen, was mochte er mir wohl bringen? Gut, dass ich das Ende daselbst nicht wissen konnte! Auf der Durchfahrt durch Deutschland besuchte ich Euch Lieben schnell noch 2 Tage und nahm mit Augenstein bei einem Präparator in Stuttgart einen 2-tägigen Unterricht im Abbalgen von Vogelbälgen, da ich erfahren hatte, dass in Mazedonien eine wunderbare und seltene Vogelwelt war.

Zur Fahrt dahin ging von München aus der sog. Balkanzug über Wien, Budapest, Belgrad, Nisch

(mit Abzweigung nach Konstantinopel), Uesküb,⁴⁹ dem Hauptquartier der mazedonischen Front, bis zu dem nahe der griechischen Grenze gelegenen Bogdanci. Hierzu brauchte man 3 Tage, da von Belgrad an den meisten Stationen lange gehalten wurde. Hierbei hatte man Gelegenheit, die edle Haltung und den wundervollen, schwebenden Gang der serbischen und türkischen Frauen zu bewundern, welche an den Zügen ihr Obst und andere Erzeugnisse feilboten. Wenn ich später im Urlaub die Backnanger Gerbersfrauen⁵⁰ mit ihnen verglich, erschien es mir äusserst lächerlich, dass wir oft in Deutschland auf die Balkanbewohner wie auf Halbwilde //^{XXXVIII} heruntersahen!!!! Im persönlichen Auftreten und im taktvollen und würdigen Benehmen könnten wir manchmal eher von ihnen lernen.

Negatives Urteil über die Verbündeten⁵¹

Dagegen machten mir die österreichischen Offiziere, die in meinem Coupé von Wien ab nach Serbien und Albanien mitführen, einen denkbar schlechten Eindruck. Ihre Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die, für die Österreicher leider sprichwörtlich gewordene „Menage“ und „Pousage“⁵² und was man von ihrer „Courage“ zu hören bekam, war mehr wie blamabel. Ein Oberst erzählte z. B. lachend von ihrem Rückzug in Russland, wie sie da gelaufen und gelaufen seien, bis sie schliesslich alle miteinander von seinen Truppen desertiert waren. Auf meine verwunderte und empörte Frage, wie denn so etwas möglich sei, bekam ich die bezeichnende Antwort: „Jo, das werden's scho verstehn lerna, wenn Sie a Zeit lang do unte san. Mit oll den vielen Nationalitäten ka ma holt dös net macha, was Ihr Reichsdeutschen macht. Hört doch amal auf mit dem blödsinnigen Krieg, Ihr könnt ihn ja doch nit gwinna.“

Darin sollte er ja leider Recht behalten und ich musste bald einsehen, dass mit den Österreichern

⁴⁹ Üsküb ist das heutige Skopje, die Hauptstadt des heutigen Staates Nordmazedonien.

⁵⁰ Die Backnanger Gerber (und offenbar auch ihre Frauen) hatten offenbar den Ruf, etwas vulgär und arg bäuerlich-trampelig zu sein.

⁵¹ Im Folgenden setzt sich Hepps negatives Urteil über den österreichischen Bündnispartner fort, das schon bei seinem Besuch in Salzburg bei Kriegsausbruch deutlich wurde (vgl. das Kapitel „Die Julikrise 1914 – von Ungarn nach Breslau und Thorn“). Für die Probleme des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn, in dessen Armee oft unzuverlässige nationale Kontingente zum Desertieren neigten, hatte Hepp keinerlei Verständnis. Die resignierte Stimmung der österreichischen Offiziere empörte Hepp sichtlich.

⁵² Gemeint ist die angebliche Neigung österreichischer Offiziere, sich auch im Kriege eher um Essen und vor allem um amouröse Abenteuer als um militärische Pflichterfüllung zu kümmern.

und den anderen Bundesgenossen der Krieg allerdings nicht zu gewinnen war, da wir zu ihrer Unterstützung dauernd Truppen aus unseren eigenen Reihen, resp. aus unseren Frontteilen herausziehen mussten⁵³ und dadurch bald nicht mehr imstande waren, beizeiten im Westen einen entscheidenden Sieg, resp. Schlag zu führen, ehe die Masse der amerikanischen Artillerie und Fliegermaterials unsere anfängliche taktische Überlegenheit in das Gegenteil verkehrte. So musste ja Österreich die ungeheure Blamage einstecken, dass seine Truppen von dem kleinen Serbien aus ihrem Lande hinausgejagt wurden und dieses Land, mitsamt Mazedonien und Albanien wieder von reichsdeutschen Truppen unter Mackensen zurückerobert werden musste. Leider bekam er vom Kaiser den Befehl, an der griechischen Grenze Halt zu machen,⁵⁴ obwohl wir völlig berechtigt gewesen wären, dort einzumarschieren und das so wichtige Saloniki zu besetzen, von dem aus Churchill späterhin die ganze Südfront aufrollen liess und damit unsere endgültige Niederlage nach Ausfall aller unserer Bundesgenossen besiegelte. Hieran war leider wieder Kaiser Wilhelm schuld und zwar aus persönlichen Gründen, weil seine Schwester die Königin von Griechenland war, zu deren Schonung er diesen so verhängnisvollen Befehl gegeben hatte, obwohl die geschlagenen serbischen Truppen von den Griechen nicht entwaffnet worden waren und erneut in unserer Südfront eingesetzt wurden.⁵⁵

Für die Österreicher war das von uns eroberte Serbien ein gesegnetes Etappenland, in dem sie

sich nach Kräften vollmästen konnten. Als aber der Skandal über die Prasserei und Faulenzerei dieser bekannt gewordenen „Etappenschweine“ zu offenkundig wurde, liess Hindenburg im Frühjahr 1918 daselbst aus Belgrad nicht weniger als 7000 österreichische Offiziere als überzählig herausziehen und in die russische Front entsenden.⁵⁶ Auch wieder ein typisches Beispiel für die berühmte „Courage“ unserer Bundesgenossen, welche durch ihr voreiliges unannehmbares Ultimatum an Serbien ja selbst den Kriegsausbruch verschuldet hatten, obwohl nicht die geringsten Beweise dafür vorhanden waren, dass die serbische Regierung schuld an dem Mord von Sarajewo war.⁵⁷ Da ich bei meinen siebenmaligen Reisen zur mazedonischen Front, anlässlich von Urlaub und Kommandierungen zu Gaskursen in Berlin und Hochgebirgs-Schulkursen in //^{XXXIX} Sonthofen bis Nisch von den zur mesopotamischen und Dardanellenfront entsandten deutschen und türkischen Offizieren eingehende Berichte über die Lage an diesen Kriegsschauplätzen erhielt,⁵⁸ musste mir die gesamte Kriegslage immer mehr völlig hoffnungslos erscheinen und zwar zu einer Zeit, wo infolge unserer unwahren und für die Kenner der Lage geradezu lächerlichen Zeitungsberichte in Deutschland Jedermann noch auf einen Sieg hoffte.

Zwar waren die türkischen Soldaten weitaus die besten unter unseren Verbündeten, aber infolge der immer bedrohlicher werdenden Materialunterlegenheit bei sehr schwierigem Nachschub

⁵³ Dies trifft durchaus zu. Die Verbündeten mussten ständig durch reichsdeutsche Truppen gestützt werden.

⁵⁴ Die geschlagene serbische Armee hatte sich über Albanien und Montenegro nach Griechenland zurückgezogen, wo sie sich auf der Insel Korfu neu formierte und später an der mazedonischen Front zum Einsatz kam. General Erich von Falkenhayn (1861 bis 1922), der die militärischen Operationen gegen Serbien leitete, wollte daraufhin die griechische Grenze überschreiten, um die Serben endgültig zu erledigen. Dies wurde ihm im Dezember 1915 verboten, da man deutscherseits Skrupel hatte, das noch neutrale Griechenland mit in den Konflikt hineinzuziehen. Die Entente hatte solche Skrupel nicht und besetzte im Herbst 1915 das griechische Saloniki und drängte Griechenland schließlich zum Krieg gegen Deutschland. Damit war eine neue Front gegen Deutschland eröffnet – die Mazedonienfront, an der Hepp nun eingesetzt war. Zum Krieg gegen Serbien 1915 auch Moser (wie Anm. 16), S. 355 bis 368, zur serbischen Armee und letztlich gescheiterten deutschen Politik, Griechenland neutral zu halten, jüngst ausführlich Bachinger (wie Anm. 44), S. 77 bis 86, 126 bis 134. Eine ganz andere Version des Kriegsbeginns an der Saloniki- beziehungsweise Mazedonienfront bei Konstantin Lououlos: Mazedonien. – In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 25), S. 694 f. Für Lououlos spielen bulgarische Übergriffe gegen Griechen in Ostthrakien eine wesentliche Rolle.

⁵⁵ Inwieweit die persönlichen Gründe Wilhelms II. ausschlaggebend waren, ist nicht sicher.

⁵⁶ Die Angabe von den 7000 österreichischen Offizieren lässt sich fürs Erste nicht überprüfen. Zu erwägen wäre, ob es sich um Truppenverschiebungen im Zusammenhang mit dem sogenannten „Brotfrieden“ mit Russland im März 1918 handelte. Das Standardwerk zum Ende der Habsburger Monarchie erwähnt den von Hepp erwähnten Sachverhalt nicht. Manfred Rauchsteiner: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburger-Monarchie 1914–1918. Wien, Köln, Weimar 2013, S. 914 ff. Irina Renz, Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart, sei für ihre Hinweise zu diesem Sachverhalt gedankt.

⁵⁷ Das stimmt nicht. Es gab deutliche Indizien für eine Verstrickung der serbischen Regierung beziehungsweise ihres Umfeldes in den Mord von Sarajewo, und heute weiß man, dass auch der russische Geheimdienst seine Hand mit im Spiel hatte.

⁵⁸ Hier folgen nach den bisher eher allgemeinen Ausführungen offenbar konkrete eigene Erfahrungen über die Bundesgenossen; deren Quellenwert ist insofern höher als das Vorige.

und der allseitigen Misstimmung unter den Bulgaren und Türken, weil wir ihnen die bei ihrem Kriegseintritt gegebenen Versprechungen nicht mehr einhalten konnten, unterhielten wir uns schliesslich nur noch darüber, wie lange es bis zum Zusammenbruch unserer Südfronten noch dauern könne, vom eigenen langem Durchhalten konnte schon gar keine Rede mehr sein.

Von Üsküb an die Wardar-Front

Vorerst aber fuhr ich bei meiner ersten Reise dorthin noch hoffnungsvoll und voller Spannung auf den neuen Kriegsschauplatz und zum Hauptquartier nach Uesküb. Von der Wasserscheide zwischen der zur Donau fliessenden Morawa und dem zum Mittelmeer eilenden Wardar wurde die Gegend immer romantischer, und als ich in Uesküb ausstieg, meinte ich in einem Märchenland zu sein. Nach Ansicht von guten Kennern des Orients ist derselbe in dieser Stadt am Vollkommenssten verkörpert. Die vielen prachtvollen Moscheen und Minarets, die Bazare der Handwerker und das farbenfrohe Getriebe von Türken, Mazedoniern, Espagnolen, Bulgaren, Griechen, Zigeunern usw. auf Eseln reitend und auf vorsintflutlichen Wagen, von Büffeln und Ochsen gezogen, geben dem staunenden Europäer einen unvergesslichen Eindruck. Am meisten bewunderte ich die alten weissbärtigen Türken, denen aus jeder Miene und Bewegung anzusehen war, dass sie dereinst hier das Herrschervolk waren.

Ich wurde nun vom Hauptquartier zu der an die albanische Grenze anschliessende Monastir-Front beordert, wo zur Zeit sehr schwere Kämpfe stattfanden, bei der Monastir verloren ging und wo ich die dort befindliche dritte 10 cm Batterie vom Regiment 16⁵⁹ zu übernehmen hatte. Da dorthin keine Bahn hinführte, wurde ich mit Augenstein und Condé per Auto über den Bahnpass zu dem in Prilep befindlichen A.O.K.

gebracht, um dort nähere Weisungen zu erhalten. Prilep liegt in einem 800 m hohen breiten Tal, circa 50 km nördlich von Monastir. Bei der Fahrt dorthin erhielt ich zunächst einen Begriff davon, wie den bulgarischen Soldaten die Disziplin beigebracht wurde. Da sie mit ihren Büffeln und Ochsen-Kolonnen keine richtige Marschordnung einhielten und dadurch dauernd die Strassen versperrten, nahm mein Autoführer einen bereit gelegten schweren Eichenknüppel und schlug mit diesem auf die bulgarischen Fahrer rücksichtslos ein. Als wir sodann einen bulgarischen Feldgendarmen entdeckten und uns bei diesem über die Brutalität beschwerten, liess dieser einen Trillerpfeiff ertönen, worauf aus allen „Panjewagen“ deren Fahrer ihre Köpfe herausstreckten, um von dem Gendarmen der Reihe nach mit einer furchtbaren Ohrfeige bedacht zu werden. Eine derartige handgreifliche Befehlsgebung war uns allerdings noch neu, sie bewirkte aber allerdings wahre Wunder von Fahrdisziplin!⁶⁰

Um einen völligen Zusammenbruch der dortigen Truppen zu verhindern, mussten wieder einmal vom Westen //^{xxxx} deutsche Truppen herausgezogen werden und wurden hier eingesetzt. Ich fuhr hinter der Passhöhe an einem Gardejägerbataillon⁶¹ vorbei, welches direkt von dem viel umkämpften Hartmannsweilerkopf in den Südvogesen hierher geworfen wurde und beim Kampf um die wichtige Höhe von 1050 nördlich von Monastir sofort furchtbare Verluste hatte, weil die Bulgaren ihre Stellung verlassen hatten. Es war ein ergreifender Anblick für mich, als ich nach meiner Ankunft in Prilep die von Süden her auf der Flucht befindlichen Völkerscharen betrachtete und nun mitten durch sie hindurch das Gardejägerbataillon mit seiner Kapelle unter den Klängen des wundervollen Marschliedes: „Ich schiess den Hirsch im wilden Forst“ einmarschierte. Ich sass dann abends mit den Offizieren dieser fast nur aus Forstmännern bestehenden Elitetruppe in einer Schenke bei Mazedonierwein, Jäger-

⁵⁹ Es scheint sich um das Lothringische Fußartillerie-Regiment 16 zu handeln, von dem zumindest Teile (II. Bataillon) zur 43. Reserve-Division gehörten, die von Oktober 1915 bis Ende Januar 1916 im Feldzug gegen Serbien eingesetzt war, bevor sie wieder in den Westen verlegt wurde. Vgl. [http://genwiki.genealogy.net/43._Reserve-Division_\(WK1\)](http://genwiki.genealogy.net/43._Reserve-Division_(WK1)) (abgerufen am 27. März 2020).

⁶⁰ Die außerordentliche Brutalität im Umgang mit Untergebenen war bei den Völkern des Balkans (und in der russischen Armee) weitverbreitet und wird auch in anderen Quellen immer wieder genannt.

⁶¹ Das Garde-Jäger-Bataillon, Friedensstandort Potsdam, war tatsächlich, vom Hartmannsweilerkopf im Elsass kommend, nach Mazedonien verlegt worden, und zwar am 14. Oktober 1916. [http://de.wikipedia.org/wiki/Garde-J%C3%A4ger-Bataillon_\(Preu%C3%9Fen\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Garde-J%C3%A4ger-Bataillon_(Preu%C3%9Fen)) (abgerufen am 27. März 2020).



In Üsküb (das heutige Skopje) befand sich das Hauptquartier der mazedonischen Front.

lieder singend, fröhlich zusammen, als plötzlich ein verwundeter schweissbedeckter Offizier hereinstürzte und unter unsäglichen Wutausbrüchen gegen die Bulgaren erzählte, dass diese in schamloser Weise davongelaufen und die zwischen sie eingesetzten deutschen Gruppen im Stich gelassen hätten, weshalb sofortige Hilfe ganz dringlich sei. Von meiner Batterie berichtete er, dass sie nicht mehr existiere. Das waren schöne Aussichten für uns und liessen unsere frohen Jägerlieder schleunigst verstummen. Wie froh war ich daher, als mir am nächsten Tage vom dortigen A.O.K mitgeteilt wurde, dass ein Versehen vom Hauptquartier in Uesküb vorliege und ich nicht die Batterie 3/16, sondern die viel weiter östlich am Doiransee liegende 10 cm Batterie 2/16⁶² zu übernehmen habe. Man sieht daraus, wie weit allein von 1 Bataillon die so wertvollen 10 cm Batterien auseinander gezogen wurden.

Am Dojransee an der Wardar-Front

An diesem Doiransee fand ich nun tatsächlich einzigartige, ideale Verhältnisse für einen Batterieführer vor. Die Beobachtung lag oben auf dem „Kala Tepe“,⁶³ einem Felsenkopf 600 m über dem See, mit einem ganz wundervollen Blick über den See und von dem nördlich und rückwärts aufsteigenden Hochgebirge der „Belesika Blanina“ zu dem vor mir liegenden Saloniki, hinter welchem über das Ägäische Meer hinweg von dem 3000 m hohem Olymp durch das 14-fach vergrößernden Scherenfernrohr, bei der einzig klaren Luft jede Felsenritze sichtbar war und weiterhin das griechische Festland bis zu der östlich hiervon gelegenen Inselgruppe der Sporaden herunter. Dabei erstrahlte diese Bergwelt bei klarem Himmel jeden Morgen in einem zartrosa Lichte und fast jeden Abend in einem überirdisch

⁶² Offenbar musste Hepp also die 2. Batterie des Fußartillerie-Regiments 16 übernehmen.

⁶³ Der Kala Tepe galt als zentraler Punkt der mazedonischen Front. Man versucht ihn heute mit einem Wanderweg für den „battlefield-tourism“ zu erschließen. Es finden sich neben einer Gedenkstätte mit Kapelle auf dem Gipfel etliche Bunker aus dem Ersten Weltkrieg. <http://www.frontorient14-18.org/en-us/visit-the-Macedonian-Front/WW1-Sites/ArtMID/826/ArticleID/9/Kala-Tepe-Dojran> (abgerufen am 27. März 2020).

erscheinenden purpurroten Alpenglühn, das sich in dem tief dunkelblauen und an den Bändern goldgrün schimmernden See wieder spiegelte, sodass dann eine Farbensymphonie von unfassbar märchenhafter Pracht aufleuchtete. Und auf diesem 10 km langen und 6 km breiten See, der auf meiner Seite von einem breiten Schilfgürtel umgeben war, tummelte sich eine denkbar mannigfaltige Vogelwelt zu deren Beobachtung ich ein zweites Scherenfernrohr im Laufgraben rückwärts aufstellte. Da die Frontlinie mitten durch den See verlief, von dessen Nordostecke bis zur Südwestecke konnte ich in ruhigen Zeiten, während deren ich in Ablösung auch unten im Lager weilte, einen grossen Teil der westlichen Seehälfte bejagen, unter gegenseitiger stillschweigender Duldung der mir gegenüberliegenden Engländer, welche hierin ein sportliches Verständnis und Verhalten zeigten.

Zu meinen an sich schon sehr weittragenden, direkt hinter dem Kala-Tepe Gipfel sehr gut eingeschnittenen Geschützen, bekam ich //^{xxxxi} noch eine halbe Batterie fahrbar gemachter Schiffsgeschütze, deren Reichweite 22 km betrug, sodass ich unter wundervoller Einsicht in die weit unter mir liegenden Stellungen der Engländer diesen ein äusserst unangenehmer und gefährlicher Gegner war. Dabei passierte es, dass ich kurz nach dem Eintreffen derselben, eine ganze englische Brigade mit einem einzigen Schuss in wilde Flucht schlug. Ich konnte sehen, wie die englischen Truppenteile weit draussen hinter ihren Stellungen zu einer Parade und Besichtigung aufgestellt wurden. Durch unsere Lichtmesstrupps liess ich schnell die Entfernung anschneiden und siehe da – es reichte noch. Bei einer so grossen Entfernung geht die Granate 6000 m hoch und braucht 2,5 Minuten vom Abschuss bis zum Einschlag. Mit der Uhr in der Hand wartete ich auf denselben und bemerkte schon vorher eine grosse Unruhe in den dortigen Reihen, da das dumpfe Rollen einer aus so grosser Höhe herabstürzenden Granate schon einige Zeit vor ihrem Einschlag hörbar wird. Als dieser nun kam, gab es kein Halten mehr und die ganze Brigade nahm in wilder Flucht Reissaus, was ungemein lächerlich aussah, aber sehr begreiflich war und den Bulgaren einen Mordsspass machte.

Kontakte zu den bulgarischen Offizieren

Mit den bulgarischen Offizieren kam ich, neben taktischen Besprechungen, besonders dadurch in nähere Berührung, weil ich an dem Mittagessen des auf dem Kala Tepe stationierten bulgarischen Infanterie-Regimentsstab teilnahm, das unter ständiger Beilage von rohen Knoblauchknollen mit viel Paprika sehr rezent und auch schmackhaft gekocht war, wozu die hinter der Front weidenden Spanferkel, sowie die von ihren Fischern im Doiransee gefangenen Fische reichlich Abwechslung brachten. Dazu gab es vorzüglichen alten Slivowitz (Zwetschgenschnaps) und erstklassigen Rotwein von einem dem Regiment gehörigen Weinberg am Schwarzen Meer. Zu den vielerlei patriotischen Festtagen gehörten auch entsprechende Festessen der Offiziere, die stets vom Oberst mit einem dreifachen Hoch auf den Zaren,⁶⁴ der Armee und dem Vaterland eingeleitet wurden, nebst Austrinken von 3 Slivowitz-Gläsern, mit anschliessender gegenseitiger Verbrüderung.

Hierbei gewann ich auch Einblick in die politische und militärische Denkweise der bulgarischen Armee, welche grundverschieden von der unsrigen war. Während wir überzeugt waren, dass uns der Krieg durch das Bündnis und die gesteigerte Kriegsrüstung unserer benachbarten Grossmächte aufgezwungen worden war und dass die Ermordung des österreichischen Thronfolgers nur den Beginn des Krieges verursacht hatte, war für die Bulgaren ihr späterer Eintritt in diesen Krieg auf unserer Seite nur die Folge ihres deutsch gesinnten Zaren Ferdinand, in Verbindung mit dessen von uns angeblich bestochenen Ministerpräsidenten Radoslawow.

Das bulgarische Volk hätte viel lieber auf Seiten der Russen gekämpft, mit denen sie sich durch Rasse, Religion und infolge der einstigen russischen Hilfe bei der Befreiung von dem verhassten Türkenjoch innig verbunden fühlten. Auch war es ihnen daher höchst unsympathisch, dass sie nun Seite an Seite mit den, anfänglich auch in die mazedonische Front eingesetzten türkischen Divisionen, kämpfen mussten. Daher kam es, dass Zar Ferdinand es nicht wagen konnte, auch den Russen den Krieg zu erklären, so wenig wie später

⁶⁴ Gemeint ist natürlich nicht der russische Zar, sondern der bulgarische Monarch, der ebenfalls den Titel „Zar“ führte.

den Amerikanern. So entstand der groteske Zustand, dass die russischen und amerikanischen Botschaften mit ihren zahlreichen Attachés und Spitzeln ruhig in Sophia weiter existierten und der feindlichen Kriegsführung ein unbezahlbares Hilfsmittel waren, um Klarheit über die //^{XXXXII} völlig ungenügende militärische Bereitschaft der Bulgaren und unserer, nach deren Ansicht ganz unvollkommene Unterstützung an schwerer Artillerie und Fliegern, zu bekommen, die ihnen völlig fehlten, und daraus ihre strategischen Schlüsse zu ziehen. Als zudem noch im Jahre 1917, infolge grosser Dürre eine Hungersnot hinzukam und unser Bukarester Frieden [1918] mit Rumänien die Missstimmung gegen uns aufs Höchste steigerte, fasste, in Kenntnis all dieser Umstände Churchill den Entschluss, unsere Gesamtfront vom Süden her aufrollen zu lassen, als den Punkt des vorherzusehenden schwächsten Widerstandes, womit er auch vollen Erfolg hatte und dadurch der Krieg endgültig entschieden wurde.⁶⁵

Ruhige Verhältnisse an der Front

Vorläufig fühlte ich mich jedoch an diesem Frontabschnitt noch sehr wohl. Das war der Winter 1916/17. Nachdem ich mich auf der Beobachtung eingehend orientiert, dieselbe auch wesentlich verstärkt und meine sehr netten Offiziere in modernem Schiessen ausgebildet hatte, konnte ich in Ablösung mit den beiden ältesten derselben mich immer wieder tagelang zum Lager mit seinen Pferden und Kolonnen begeben und von dort aus an dem in 1-stündigen Ritt erreichbaren Doiransee, mit seinen anstossenden Bergen nach Herzenslust jagen und fischen, wozu mir ein Nachen der bulgarischen Fischer zur Verfügung stand. Ganz unvergesslich ist mir auch das ganz früh morgens beginnende Konzert der herrlichen Vogelwelt am See, wo ich schon vor Tagesgrauen in einer Schilfhütte den Einfall der Enten abwartete, welche mein braver Condé dann, nach dem Schiessen mit Feuereifer apportierte. Zu ihrem Geschnatter kam mit den ersten Sonnenstrahlen auf den rosigen Berggipfeln der schmetternde

Gesang der vielen Rohrsänger im Schilf, vermischt mit den Stimmen der Kiebitze, Bekassinen und Seeadler. Bei der anschliessenden Kahnfahrt entlang der vielen Buchten im Schilfgürtel, konnte ich auch häufig dicke, fette Karpfen mit Karabinerschuss erlegen, die sich an flachen Uferstellen sonnten. Und auf steinigem Grund gab es eine Menge grosser Edelkrebse, von denen mein treuer Pferdeburche Mucha in seinen hohen Stiefeln ganze Säcke voll sammelte.

So erhielt auch im Lager unsere Verpflegung sehr willkommene Zutaten, sodass ich mich bald von der im westlichen Trommelfeuer erhaltenen schweren Herzneurose völlig erholte und in den Ausläufern der Belesika am Nordende des Sees veranstaltete ich regelrechte Treibjagden, zu denen auch hohe Vorgesetzte vom Generalstab kamen. In den mit Steckeichen-Gestrüpp besteckten Klingen und Mulden gab es Hasen und Füchse, von welchen letzteren ich mittels des Hahnenschreis allein schon 1 Dutzend erlegen konnte. Auch Rebhühner und Schnepfen und die in den Bergen vorkommenden delikaten Steinhühner boten zu gewissen Zeiten eine willkommene Abwechslung.

Doch die weitaus grösste Freude bei allen jagdlichen Erfolgen machte mir damals die Erlegung eines riesigen Lämmergeiers mit 2,65 m Flügelspannung. Dieser sagenhafte Vogel hat dereinst in unseren Alpen, wo er seit 100 Jahren ausgestorben ist, kleine Kinder in die Luft entführt zum Frass für seine Jungen in unzugänglichen Horsten, wofür 4 amtlich verbürgte Zeugnisse vorliegen. Auch hat der Schwede Bengt Berg 2 Expeditionen in den Himalaja unternommen, nur um diesen dort noch häufiger vorkommenden Vogel auf die photographische Platte zu bringen und seine Lebensweise zu studieren. Auf Seite 99 seines in meinem Besitze befindlichen Buches: „Der Lämmergeier im Himalaja“⁶⁶ ist eine Abbildung von ihm aus dem noch jugendlichen, aber schon ausgewachsenen Alter, in welchem seine Halskrause, wie bei dem meinen, noch schwarz und nicht wie im höheren Alter gelb ist. Seine Flugkünste, die jedem anderen Geier oder Adler weit überlegen sind, konnte ich manchmal in meinem Zeiss-

⁶⁵ In der Tat bedeutete im September 1918 dieser britische Vorstoß (vgl. auch die beigelegte Landkarte auf Seite 80) in den viel zitierten „weichen Unterleib“ der Mittelmächte mit dem folgenden raschen Zusammenbruch der Balkanfront den Auftakt zum Ausscheiden der Verbündeten des Deutschen Reiches und damit den Auftakt zum deutschen Zusammenbruch.

⁶⁶ Bengt Berg: Der Lämmergeier im Himalaya. Berlin 1931 (1942).



Theodor Hepp (Mitte) mit einem erbeuteten Lämmergeier.

glas und auch im //^{XXXXIII} Scherenfernrohr bewundern. Einem Türken verdanke ich das Mittel zu seiner Erlegung. Er erzählte mir, dass Eselfleisch seine Leibspeise sei, da er stets am Kadaver eines solchen einfalle. Ich liess daher von Granaten zerschossene Maulesel, welche als Wasserträger für unsere Stellungen verwendet wurden, auf einer rückwärts vom Lager in den Ausläufern der Bellesika ausgesuchten Felsspalte, zu welcher eine rückwärtige Schlucht hinaufführte, solche Esel hinaufschleifen und dort auslegen für die Zeit, wo ich im Lager war und von dort aus diesen Luderplatz mit dem Glase beobachten konnte. Dabei glückte es mir dann einmal zu meiner grossen Freude, die letzten 200 m in der Schlucht herauf nur noch in Strümpfen kletternd, den eingefallenen Lämmergeier zu überraschen und zu erlegen. Über die Felsenkante herüberspringend, kam ich ihm auf 2 Schritte nahe und konnte genau beobachten wie ein solch grosser Vogel zunächst durch Hüpfen Wind unter seine Flügel bekommt,

um dann langsam abstreichen zu können. Um sein schönes Federkleid nicht zu verletzen, liess ich ihn circa 30 m hinausfliegen, ehe mein Schuss ihn herunterholte.

Reichenberg (Bericht von Mamale)⁶⁷

Kurz nach jener Jagd auf den Lämmergeier schrieb mir Papale, dass er einen Brief eines seiner Kollegen von der Forstdirektion erhalten habe, in dem dieser ihm geschrieben, dass das Forstamt Reichenberg frei werde und da Papale ja demnächst Forstmeister werde, er sich doch um dieses schöne Revier bewerben solle. Nun solle ich mal hinfahren und es mir ansehen und falls es mir gefalle, solle ich ihm umgehend schreiben, damit er sich bewerben könne.

Ziemlich schweren Herzens machte ich mich denn einige Tage nach Erhalt des Briefes auf den Weg nach Reichenberg. Die Zukunft erschien mir

⁶⁷ Dieses Kapitel ist in der Internetfassung nicht enthalten. Die römische Zahl XXXXIII wurde in diesem und im vorigen Abschnitt fälschlicherweise doppelt vergeben.

so unsicher. Einen Umzug machen unter diesen unendlich schweren Aspekten. Vater im Krieg in vorderster Front und alleine entscheiden, ob und wann wir umziehen mussten. Ich hatte ein Billet für Backnang genommen und wollte zu Fuss nach Reichenberg gehen, um mir auf dem Marsch nach Reichenberg die Gegend anzusehen. Kurz nach dem Schloss Katharinenhof lag plötzlich in der Ferne das Schloss, resp. die Burg Reichenberg vor mir auf einem Hügel hinter dem Dorf Oppenweiler. Dort also war 300 Jahre lang der Sitz des ehemaligen Forstamts Reichenberg gewesen. Wie ich erfahren hatte, hatte einer der letzten Forstmeister nicht mehr in der Burg wohnen wollen, da die Grösse und Weite der forstamtlichen Wohnung zu viel Personal erforderte. Man hatte daher das Forstamt in eins der naheliegenden Häuser verlegt. Ein Gebäude, das ehemals auch zu der Burg gehört hatte. Ich schritt rüstig aus und war entzückt von der abwechslungsreichen Gegend, die sich dem Auge bot. Viel Wald, Täler und Höhen, hin und wieder kleine Dörfer durchschreitend, so gelangte ich endlich nach Reichenberg in das damals leer stehende Forstamtsgebäude. Die besonderen Kriegsumstände hatten bewirkt, dass das Forstamt nur durch Vertreter besetzt war und die Wohnung sah ziemlich verwahrlost aus. Aber ich wusste ja, dass dies alles gerichtet

werden würde, sobald ein Forstmeister ernannt war. Wunderschön, wenn auch momentan ungepflegt, sah der Garten aus, von dem aus man in die Berge und die Wälder hinausschaute. Ich machte einen Besuch im Schloss, wo man mir erzählt hatte, dass es eine Anstalt für alte invalide Männer sei, die dort, so weit sie es noch konnten, handwerkliche Arbeit verrichteten. Die Hauseltern erzählten mir dann von den wirtschaftlichen Verhältnissen in Reichenberg und von den //^{XXXXIII} Sehenswürdigkeiten der Umgegend. Sie zeigten mir auch die alte Chronik des Reichenberger Schlosses. Ich lege sie bei [sie ist nicht enthalten]. Schon beim Durchschreiten von Oppenweiler war mir die alte Kirche aufgefallen, auch das achteckige Wasserschloss in einem schönen Park gelegen (siehe auch die einliegende Schreibung) [sie ist ebenfalls nicht enthalten]. Später lernte ich die damaligen Bewohner kennen und erlebte den schmerzlichen Tod der letzten, noch lebenden Sturmfeder, die so jung an Auszehrung starb und 4 unmündige Kinder hinterliess. Ihr Bruder, Freiherr von Sturmfeder, der letzte Spross der Familie, starb einige Jahre später. Das Schloss ging dann in den Besitz der Gemeinde Oppenweiler über und ist nun Rathaus und Sitz eines prakt. Arztes geworden. Der schöne Park ist später der Oeffentlichkeit übergeben worden.



1917 zog die Familie von Theodor Hepp nach Reichenberg, wo er nach Kriegsende sein Amt als Forstmeister antrat.

So waren meine Eindrücke, als ich wieder heimwärts ging, die allerbesten und ich berichtete in einem langen Briefe dem Papale darüber. Er bewarb sich denn um die Stelle und erhielt sie und im Frühjahr 1917 zogen wir dann dorthin. Ausschlaggebend war für mich aber vor allen Dingen, dass Ihr Kinder in Reichenberg zuhause bleiben konnten und nicht, wie in Gomaringen, in Pension gegeben werden mussten, um die höhere Schule zu besuchen. Die Bahnfahrt von Gomaringen nach Reutlingen ins Gymnasium war zu weit. Ich war dadurch genötigt gewesen, Dich zu Deinem Onkel Emil, dem ältesten Bruder Deines Vaters, in Pension zu geben, was natürlich sehr leidig war, denn die Bahnverbindung war sehr schlecht. Allerdings mussten Ihr auch von Reichenberg aus in die Schule fahren, aber das war nur 1 Station weit und ein Fussmarsch von 20 Minuten. Und nun lassen wir Papa weiter von seinen Kriegserlebnissen erzählen.

Erhöhte Gefechtstätigkeit 1917 – Grausamkeiten der bulgarischen Verbündeten

Im Frühjahr 1917 wurde die Gefechtstätigkeit immer lebhafter in unserem Abschnitt und konzentrierte sich schliesslich um Angriffe auf dem Kala-Tepe direkt vorgelagerten, 200 m niedrigeren „Stautzberg“, der mit dem ersteren zusammen die Schlüsselstellung unseres Frontstücks bildete und deshalb unter allen Umständen gehalten werden musste. Diese Kämpfe „um den Stautzberg“ wurden wochenlang im deutschen Heeresbericht besonders geschildert. Die, wie Marionetten sich unter mir bewegenden Sturmtrupps konnte ich mit meiner Schnellfeuerbatterie zu 48 Schuss pro Minute furchtbar dezimieren, sodass ich mit diesen armen, sich im Gelände ganz ungewandt bewegenden Menschen oft Mitleid hatte.

Zur Charakteristik aber des unmenschlichen, grausamen Charakters der bulgarischen Soldateska muss ich leider hier berichten, dass sich eines

Morgens der Führer eines in Stautzberg stationierten Lichtblinktrupps meldete, sich zu Boden warf, meine Knie umklammerte und schluchzend um Ablösung bat, da er es nicht mehr mit ansehen könne, mit welcher unbeschreiblicher Bestialität die Bulgaren die gemachten Gefangenen abschlachteten, in der letzten Nacht direkt neben ihm allein 80 Schotten, die sie einen nach dem anderen zu Tode marterten. Auf meine diesbezüglichen Beschwerden bei dem Obersten erhielt ich die verlogene Antwort, dass die Gefangenen ihren Abtransport verweigert hätten und deshalb hätten getötet werden müssen. Auch später, nach dem //^{xxxxiv} rumänischen Feldzug, wurden die armen, bei den rückwärtigen Stellungen, Strassen und Stellungsbauten verwendeten Rumänen infolge Unterernährung und härtester Arbeit bei tropischer Hitze so gemein und schlecht behandelt, dass sie spätestens nach 2 Monaten Arbeit eingingen, wie mir unser Oberarzt auf meine Beschwerde hierüber bestätigte. Auch sein beim bulgarischen Generalkommando eingereicherter Protest blieb ohne Erfolg. Es war mir immer ein schrecklicher unerträglicher Anblick, wenn ich rückwärts zu tun hatte, durch diese wandelnden Leichname hindurch schreiten zu müssen. Leider muss ich sagen, dass von all diesen Balkanvölkern das bulgarische weitaus das roheste und grausamste war, weshalb wir Deutschen, die da unten waren, schliesslich einen richtigen Abscheu vor ihnen bekamen, der beim Zusammenbruch leider in Hass ausartete.⁶⁸

Zu allem hin brachte der Sommer 1917 den Bulgaren und Mazedoniern eine völlige Missernte, sodass ihre tägliche Brotration von 1000 g auf 200 g heruntergesetzt werden musste, während wir Deutsche immerhin bis zum Schluss 750 g und in Gestalt von Zitronen usw. eine reichliche Tropenzulage erhielten. Während 3 Monaten war nicht ein Wölkchen am Himmel zu sehen, in einer Batteriestellung hatten wir Tag für Tag 76 Grad Hitze. Diese dauernde Hitze in Verbindung mit all den üblichen Krankheiten, wie Dysenterie, Papadatschi-Fieber und Malaria mit 42 Grad Fieber bewirkten, dass unsere Körper völlig schlapp und

⁶⁸ Ein vernichtendes Urteil über die Kriegsverbrechen und Brutalitäten des bulgarischen Verbündeten gaben auch die Soldaten des aus Schwäbisch Gmünd zum Besatzungsdienst in Serbien ausgerichteten Landsturmabteils XIII/19 ab. Vgl. Gerhard Fritz (Hg.): Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg. Schwäbisch Gmünd 2014, S. 102. Hepps Eindrücke sind also keine isolierte Beobachtung. Zur brutalen Politik der „ethnischen Säuberungen“, das heißt Vertreibungen und Morden, an der – neben den anderen Balkanstaaten – auch und gerade Bulgarien schon in den Balkankriegen 1912/13 und dann im Ersten Weltkrieg intensiv beteiligt war: Bachinger (wie Anm. 44), S. 62 bis 65, 227 bis 238.

kraftlos wurden, sodass ich riesige Abgänge an Toten und Schwerkranken erlitt, für welche ich viel zu selten und schlechten Ersatz bekam. Aber auch auf der Gegenseite waren die Abgänge, infolge von Krankheiten sehr hoch, sodass die Gefechtsfähigkeit in diese Zeit sehr gering war.

Allgemeine Lage an der Wardar-Front, Malaria-Erkrankung, Erholungsurlaub

Die türkischen Truppen und die deutsche Infanterie wurden ganz herausgezogen, um an anderen Fronten eingesetzt zu werden, geblieben sind nur die Flieger, aber in viel zu geringer Zahl und die schwere Artillerie mit einigen Maschinengewehr-Abteilungen. Zwischen Doiransee und Wardar war unsere Artillerie zunächst in 4 Gruppen mit je 3-4 Batterien eingeteilt, von denen ich als stellvertretender Gruppenkommandeur zuerst die östlichste, an den Doiransee anstossende Gruppe erhielt. Sodann wurde ich als Bataillon-Kommandeur von einem neu aufgestellten aktiven Bataillon⁶⁹ ernannt, unter Besetzung der 3ten, noch in den Bergen gelegenen Gruppe. Doch nach wenigen Monaten wurden aus den 4 Gruppen nur noch 2 gemacht, wobei die weitaus gefährdete Wardar-Front mir übertragen wurde, mit dem Titel „Kommandeur eines gemischten deutschen Detachements“ am Wardar, wobei mir 7 schwere Batterien, 3 Maschinengewehre, 1 Pionier und 1 Minenwerfer-Abteilung zugeteilt wurden, mit dem reizvollen Geheimbefehl, die Bulgaren zum Stehen durch eigenes Feuer zu bringen. Zudem erhielt ich zu jedem Geschütz noch 1 Maschinengewehr, an dem meine Mannschaften besonders ausgebildet wurden. Diese wurden vor den Geschützen und den hierfür geeigneten Stellen eingegraben zur Verteidigung gegen Infanterieangriffe, sodass ich, mit den im Zwischengelände eingegrabenen Maschinengewehr-Abteilungen, über 46 Maschinengewehre verfügte und damit die Wardarebene mit rd. 20 km Infanterie und 35 km Artilleriefront zu verteidigen hatte.

Meinem Nachbarn zur Linken verblieben bis zum Doiransee nur noch 3 schwere Batterien, die beim Rückzug auch unter meinem Befehl kamen, weil deren aktiver Kommandeur infolge schwerer Erkrankung ausschied. Da die Mannschaften der schweren Artillerie ja auch //^{XXXXV} Karabiner hatten und im Infanteriegefecht ausgebildet waren, stellte dieses deutsche Detachement am Wardar eine 2te starke Verteidigungslinie an dieser, für einen feindlichen Durchbruch gefährdeten Stelle dar. Die grossen Lücken in den östlichen Bergen und westlichen Hochgebirgsstellungen sollten nur von bulgarischer Infanterie und Feldartillerie gehalten werden.

Zu meiner Vorbereitung und weiteren Ausbildung für dieses so wichtige Kommando liess mich mein General mehrere Kurse mitmachen, so in Nisch [bei] einem Juristen, weil mir auch die höchste Gerichtsbarkeit übertragen war, in Uesküb einen Kurs bei der dortigen Minenwerfer-Schiessschule, in Prilep mit Österreichern und Bulgaren einen General[stabs]offizierskurs und in Sonthofen bei Oberstdorf einen Gebirgsschiesskurs.

Da ich immer wieder von Malariaanfällen heimgesucht wurde, bekam ich vorher einen längeren Erholungsurlaub zu der Zeit, wo ich noch die Gruppe 3 befehligte. Es war ein grosses Glück, dass ich heimkommen durfte, denn unser liebes Mamale hatte infolge der Sorgen um mich und vielleicht auch durch die Überanstrengung des Umzugs von Gomaringen nach Reichenberg einen völligen schweren Nervenzusammenbruch erlitten, sodass ihr ganzer Körper ständig zitterte und ihr jeglicher Lebensmut abhandengekommen war. Der sie behandelnde Nervenarzt hatte mir geschrieben, dass er sich von meiner Heimkehr allein eine Wandlung in ihrem Befinden erhoffe und wirklich – es besserte sich dann ihr Zustand von Tag zu Tag. Es war rührend mit anzusehen, wie sie ganz langsam wieder Mut schöpfte. Und als ich sie nach Sonthofen mitnahm, haben ihr die dortigen 4 Wochen vollends zur Heilung verholfen, dass sie ihre alte unverwüstliche Frische wiedergewann.

⁶⁹ Hepp erwähnt nicht, um welches Bataillon es sich handelte; es muss das II. Bataillon des Fußartillerie-Regiments Nr. 1 gewesen sein. Vgl. unten Kapitel „Letzter Brief von Papa vor der Entlassung und dem Heimkommen nach Reichenberg“.

Wieder an der Front am Wardar – Jagd als Freizeitvergnügen

Zur Truppe zurückgekehrt, hatte ich zwar organisatorisch sehr viel Arbeit, doch blieb mir zwischenhinein immer noch etwas Zeit übrig, um im Gebirge mit meinem damaligen Adjutanten und seinem Hund auf die leckeren Steinhühner zu jagen und hernach in den ausgedehnten Sümpfen der Wardarebene auf die in ihren Winterquartieren liegenden riesigen Scharen von Wildenten und Wildgänsen, wobei mich immer mein ungemain jagdbegeisterter Ordonanzoffizier Reinier Smidt aus Bremen, mit seinem vorzüglichen Pointer begleitet. Unsere beiden Hunde in Tätigkeit zu sehen war immer ein wunderbarer Anblick. Sie ergänzten sich prächtig. Wir lebten, mit meinen Heeren vom Stabe fast nur noch von Wildgeflügel und als sich dieses im Frühjahr nach Norden verzog, bildeten gebackene Froschschenkel eine willkommene Abwechslung und Zutaten, wobei die in dem Nebenarm des Wardar vorkommenden armen Frösche von unseren Burschen und unseren Leutnants mit rotem Tuchlappen an der Angel massenhaft gefangen werden konnten.

Im Hochsommer kamen auch Pelikane vom Nil her auf die weiten Flächen der Wardarmündung und verirrt sich manchmal bis zu mir

herauf, wo sie aber stets mit äusserster Vorsicht sich auf weithin ungedeckten Örtlichkeiten niederliessen. Schliesslich glückte es mir aber doch einmal mich auf, resp. zu einem auf einer Vorderinsel sitzenden uralten Pelikane, durch dickes, hohes Riedgras kriechend, bis zum Uferrand heranzupirschen und ihm mit Karabinerschuss auf ca. 300 m weidwund anzuschiesen. Zunächst fallend flog er aber doch schwerfällig nach Norden platschte dann in den infolge nächtlichem Gewitterregens sehr hoch gehenden Wardar und wurde nun in einem jenseits //^{XXXXVI} von mir gelegenen Seitenarm desselben südwärts, also in Richtung auf mich, abgetrieben. Ich zog mich daher schleunigst aus, die Kleider und Jagdsachen meinem mir nachgekrochenen Burschen Mucha zuwerfend, schwamm zu der Insel hinüber, auf dieser vorspringend zum jenseitigen Wardararm, sodass es mir glückte, den Pelikan noch anzuschwimmen. Von diesem wurde ich zunächst mit einem Hieb seines mächtigen Schnabels empfangen, kletterte daher von hinten auf ihn hinauf und versuchte ihm den Kragen umzudrehen. Er wehrte sich aber ritterlich, sodass ich lange Zeit zu seiner endgültigen Erledigung gebrauchte und Mühe und Not hatte, ca. 2 km feindwärts meiner Beobachtungsstelle, gerade noch an unserem Drahtverhau ans Ufer zu kommen. Die braven Englän-



Auch Pelikane waren vor der Jagdleidenschaft Hepps nicht sicher.

der schliefen entweder ihren Mittagsschlaf, oder aber liessen sie mich aus ihrer, mir schon bekannten Fairness, in Ruhe. Nach längerem Stillhalten am Uferrand hinter meiner Jagdbeute nahm ich diese auf meinem Rücken und watschelte als Pelikan getarnt meiner Beobachtung zu, wo ich mit riesigem Jubel empfangen wurde. Der Pelikan war ein Riesenexemplar seiner Gattung, mit 3,20 m Flügelspannung. Leider haben ihn später, nach dem Zusammenbruch, kommunistische Franzosen bei ihrer gemeinen, aber gottlob nur kurzen Besetzung von Reichenberg, wo er im Treppenhause aufgehängt war, völlig demoliert. Zufällig konnte ich kurze Zeit später nochmals 2 Pelikane erlegen, als ein riesiger Flug von etwa 40 Stück Wardar aufwärts fliegend an meinem in ca. 50 m Höhe in einem steilen Felsen eingeschnittenen Wohnungsunterstand in gerader Linie vorbeistrich. Das war ein wundervoller Anblick, vollends als ich beim Vorbeistreichen aus dem, zu einem grossen Klumpen zusammengeballten Vögel mit einem Karabiner 2 Stück treffen konnte, die in einem grossen Bogen in die Wardarwiesen herunterfielen. Diese hatten aber nur 2,95 m Flügelspannung, ein Beweis für die abnorme Grösse des ersten Exemplars, weshalb ich diese auch nicht abbalgte und ausstopfen liess.

Die Lage im Sommer 1918 – erdrückende Überlegenheit des Gegners⁷⁰

Die Kampftätigkeit steigerte sich nun im Sommer 1918 von Monat zu Monat, wobei die feind-

liche ungeheure Überlegenheit an Fliegern und weitreichender schwerster Artillerie ebenso zunahm. Ich erlitt dadurch in meinen Stellungen enorme Verluste, die zu vielfachem Stellungswechsel und entsprechend schweren nächtlichen Arbeiten meiner schon ohnedies kränklichen Mannschaften zwangen. Die mir taktisch auch unterstellten Flieger waren schliesslich restlos abgeschossen, sodass ich die pausenlosen Artilleriekämpfe ohne das so notwendige Hilfsmittel von Fliegerbeobachtung nur mit unseren Schall- und Lichtmesstrupps durchführen musste, wobei aber ein einigermaßen sicheres Wirkungsschiessen unmöglich ist.

Obwohl ich, zufolge Aufforderung meines Generals Posselt,⁷¹ in 2 dringenden Berichten zur direkten Vorlage an Ludendorff, der ja Hindenburg in der Befehlsgebung leider völlig ausgeschaltet hatte, in eingehendster Weise, resp. Begründung über unsere unhaltbare taktische Lage und die rebellische Stimmung der Bulgaren wegen völlig ungenügender deutscher Unterstützung als Minimum einer solchen, 3 deutsche Divisionen angefordert hatte, geschah nichts – es wurde im Gegenteil nur noch Ersatz für meine ausgefallenen Mannschaften aus den Lazaretten geschickt, mit denen ich die Schlusskämpfe und den Rückzug durchführen musste. Zuzufolge der drohenden Beschwerden der Bulgaren, deren Soldaten bis in die Offizierskreise hinein ganz kommunistisch durchseucht waren, wurde mir schliesslich eine einzige Kampffliegerstaffel //^{xxxxvii} vom Westen zugesandt. Als diese 6 jungen schneidigen Offiziere sich bei mir

⁷⁰ Zur Entwicklung der militärischen Lage: Generalleutnant a. D. [Alfred] Dieterich: Weltkriegsende an der mazedonischen Front (= Schlachten des Weltkriegs 11). Berlin 1925, S. 9 bis 81. In der Tat muss die Schwächung der deutschen Truppen in Mazedonien erheblich gewesen sein: *Von den 22 deutschen Bataillonen und 72 deutschen Batterien, welche am Ende des Jahres 1917 die mazedonische Front gestützt hatten, standen Ende August 1918 der Heeresgruppe Scholtz nur noch 3 Bataillone und 32 Batterien zur Verfügung*, alle anderen waren an die Westfront verlegt worden. Die OHL war davon ausgegangen, dass bulgarische Truppen, die im Frühjahr 1918 infolge des Friedens mit Rumänien frei wurden, an die mazedonische Front verlegt werden konnten. Die bulgarische Führung hatte dazu aber angesichts der schlechten Moral der bulgarischen Soldaten erhebliche Bedenken und hätte lieber mehr deutsche Truppen gesehen. Ebd., S. 16 ff. Zur Entwicklung der Lage 1918 ausführlich auch Bachinger (wie Anm. 44), S. 153 bis 168.

⁷¹ Generalleutnant Otto Edgar Hermann Gustav Posselt (1860 bis 1930), Führer der Spezialwaffen. Es handelt sich um eine ausgesprochen spannende Gestalt: *Der Festungskommandant von Erzerum, Generalmajor Posselt, Mitglied der Deutschen Militärmission, der mit Konsul Max von Scheubner-Richter eng zusammen arbeitet, interveniert bei der Türkischen Obersten Heeresleitung. Der preussische Oberstleutnant im Stab von General Posselt, Bataillonskommandeur Stange stellt sich mit Leutnant Staszewski der türkischen Gendarmerie entgegen, die eine große Ansammlung von Armeniern aus der Stadt führt. Der Widerstand der deutschen Offiziere hilft den Armeniern leider nur wenige Tage: General Posselt wird strafversetzt, Oberstleutnant Stange zum Postamt nach Konstantinopel verschickt, kurz danach fällt er an der deutschen Westfront in Frankreich. Das Schicksal von Leutnant Straszewski ist unbekannt.* Heinz Odermann: Deutsche Offiziere und der Genozid. Eine Quellen- und Textkritik. Der 100. Jahrestag des osmanischen Völkermords an den Armeniern. Textkritik zu einigen Publikationen, S. 8. <https://heinzodermann.files.wordpress.com/2015/11/deutsche-offiziere-und-der-genozid.pdf> (abgerufen am 23. April 2020). Vgl. zu Posselt auch: Günter Wegner: Stellenbesetzung der deutschen Heere 1815–1939. Bd. 2. Osnabrück 1992, Nr. 29. Ich danke Irina Renz für die entsprechenden Hinweise (wie Anm. 56).

meldeten, mit dem Auftrag von unserer Heeresleitung in Uesküb, amn Tages aufzusteigen, telefonierte ich sofort an und beschwor den völlig unfähigen General v. Scholz,⁷² weitere Verstärkung abzuwarten, ehe diese paar Flieger zum Einsatz gegen eine mindestens 10fache Übermacht gezwungen würden. Die Antwort war aber rein negativ – weitere Flieger seien nicht zu erwarten – die Bulgaren seien wütend – ich müsse daher unter allen Umständen amn Tages Artillerieschiessen mit Fliegerbeobachtung durchführen. Ich hätte weinen mögen, als ich mich von diesen jungen Männern mit Handschlag verabschiedete, die natürlich nach 3 Tagen, wie es ja gar nicht anders hätte sein können, restlos abgeschossen waren. Von da ab war die ganze Front bis zum bitteren Ende, völlig ohne Fliegerschutz.⁷³

Luderleben in der Etappe – Auflösungserscheinungen

Währenddem führten in der Etappe verschiedene hohe Offiziere ein richtiges Luderleben. Es muss leider gesagt werden, worüber auch die braven Mannschaften ungeheuer empört waren. Berichte darüber, die General Posselt an das OBK⁷⁴ verfasst hatte, blieben ohne Erfolg. Auch ich verfasste eine geharnischte Beschwerde über diese skandalösen Zustände. Ich musste froh sein, dass ich nicht abgesetzt und zum Ersatzbataillon nach Königsberg⁷⁵ zurückgeschickt wurde. Immerhin tut es mir heute noch wohl, dass ich meinem bedrängtem Herzen damals Luft gemacht hatte. Aber sie versuchten sich dann zu rächen. Obwohl ich von diesen hohen Herren nicht ein

einziges Mal einen von ihnen in der Front zu sehen bekommen habe, erhielt ich vor dem Zusammenbruch zunächst den folgenden Befehl:

„Sie sind Exzellenz dafür verantwortlich, dass die deutschen Truppen aushalten bis zum letzten Mann. Haben Sie verstanden? Bitte nachzusprechen. Schriftlicher Befehl folgt, den Sie unterschrieben zurückzuschicken haben.“ Dieses Todesurteil galt natürlich nicht nur mir, sondern auch allen meinen tapferen, durch Krankheit und Überarbeitung zusammen geschundenen Offizieren und Mannschaften. Mit meinem Leben musste ich nun natürlich abschliessen, aber die Zumutung hier vorne an der Front keine freie Entscheidung mehr treffen zu können, sodass meinen Truppen nur der Tod oder die noch weit mehr gefürchtete Gefangenschaft übrig blieb, machte mich rasend. Nachdem diese Herrn alle meine Warnungen und Vorhersagen unbeachtet gelassen hatten, wollten sie nun alle Verantwortung auf mich abwälzen, um sodann ihre eigene Schuld und Gleichgültigkeit mit einem wehleidigen Artikel im Heeresbericht verschleiern zu können. Da nun auch in den Gebirgsfronten der grösste Teil unserer schweren Artillerie herausgezogen wurde, sagten mir die wenigen befreundeten bulgarischen Offiziere, dass sie keine Lust mehr hätten, mit Verrückten weiter zu kämpfen, es sei ja wahnsinnig ihnen zuzumuten, mit ihren von 2 Kriegen⁷⁶ her dezimierten Mannschaften gegen dieses so riesig überlegene Heer der Verbündeten alleine anzukämpfen. Auch der „Friede von Bukarest“,⁷⁷ bei dem wir die rumänische Armee unentwaffnet in unserem Rücken stehen liessen, zudem ihnen Bessarabien schenkten, sei derart idiotisch, dass sie Ludendorff für einen total Verrückten halten müssten.

⁷² Wahrscheinlich der österreichische Generalmajor Ferdinand von Scholz-Rarancze (1856 bis 1922), der die Artilleriebrigaden 59 und 11 kommandierte. <https://forum.axishistory.com/viewtopic.php?t=119215> (abgerufen am 27. März 2020).

⁷³ Der absolute Mangel an Menschen und Material an der mazedonischen Front ist nicht verwunderlich, da alle deutschen Ressourcen an der Westfront benötigt wurden, wo sie ebenfalls nicht ausreichten. Die mazedonische Front sah man angesichts der Lage an der Westfront zwangsläufig als nicht so wichtigen Nebenkriegsschauplatz an.

⁷⁴ Mit der ungewöhnlichen Abkürzung ist wohl „Oberkommando“ gemeint.

⁷⁵ Die Nennung von Königsberg weist darauf hin, dass Hepp zu diesem Zeitpunkt zum Fußartillerie-Regiment Nr. 1 mit Friedensstandort Königsberg gehört hat. Vgl. dazu auch den Brief aus Oppeln ganz am Schluss von Hepps Bericht. Unter den bei Dieterich (wie Anm. 70), S. 182, genannten, in Mazedonien stehenden Artillerie-Verbänden ist allerdings keine der Garnison Königsberg zuzuordnende Truppe erkennbar.

⁷⁶ Gemeint sind die beiden Balkankriege 1912 und 1913, mit deren Ausgang Bulgarien trotz einiger Territorialgewinne unzufrieden war. Dies war auch einer der Gründe, weshalb Bulgarien 1915 auf deutscher Seite in den Krieg eintrat.

⁷⁷ Friedensvertrag zwischen den Mittelmächten und Rumänien vom 7. Mai 1918. Bulgarien war mit den ihm zugestandenen Territorialgewinnen (südliche Dobrudscha und Teil der nördlichen Dobrudscha) erneut nicht zufrieden und hätte gerne das gesamte Donaudelta für sich gehabt. Dass Rumänien sogar das bis dahin russische Bessarabien erhielt, erboste die Bulgaren zusätzlich. Hepps Beschreibung der Stimmung unter den bulgarischen Offizieren dürfte ziemlich einzigartig sein.

Der alliierte Angriff, die bulgarischen Truppen meutern, der Zusammenbruch der Wardar-Front⁷⁸

Leider musste ich ihnen Recht geben, denn es war einfach unfasslich für uns Kenner der Lage, mit welcher bornierter Unverschämtheit diese so wichtige Südfront von unserer Heeresleitung und deren unfähige Herren in Uesküb behandelt wurde, gegen deren unglaubliche Dummheit und sträfliche Gleichgültigkeit auch der tüchtige, ihnen unterstellte General Posselt machtlos war. Wie recht hatte der von der Botschaft in Sophia genau orientierte Churchill, //^{xxxxviii} als er unter solchen günstigen Umständen die Generaloffensive gerade hier ansetzte und diese riesige, von der Adria bis Bagdad reichende Front mit Leichtigkeit zum völligen Zusammenbruch führte. Der Beginn und die Art desselben brachte uns die unvorsehbare und wunderbare Rettung. Westlich von mir über dem Wardar drüben stiess ein uneinnehmbar scheinendes 2500 m hohes Hochgebirge an, welches von der 3ten bulgarischen Division besetzt war. Die einzige Strasse führte über den Dobropolje-Fluss, zu dem hinter dem sog. eisernen Wardartor gelegenen Wardartei, von wo der Weg nach Norden offen stand. Die neben dem Fluss in die Felsen eingesprengte Bahn und Strasse, nebst Telefon, war die einzige Verbindung eines ca. 200 km langen Frontstücks mit seiner Lebensmittel- und Munitionsversorgung.

Während nun die in meinem Abschnitt liegende Infanterie unter dem Schutz meiner schweren Artillerie noch standhielt, was sich aber jeden Tag ändern konnte, lief am Dobropolje die 3te Division nach Einsatz schweren feindlichen Trommel-feuers einfach davon, sodass der Feind ca. 60 km rückwärts an den Wardar gelangte. So waren wir also von jeglicher Verbindung mit Uesküb und mit der Heimat abgeschnitten. Kein Wunder, dass nun damit der endgültige Zusammenbruch der mazedonisch-türkischen, anschliessend auch der österreichischen und damit der gesamten deutschen Front kam. All die Gründe, welche dazu führten

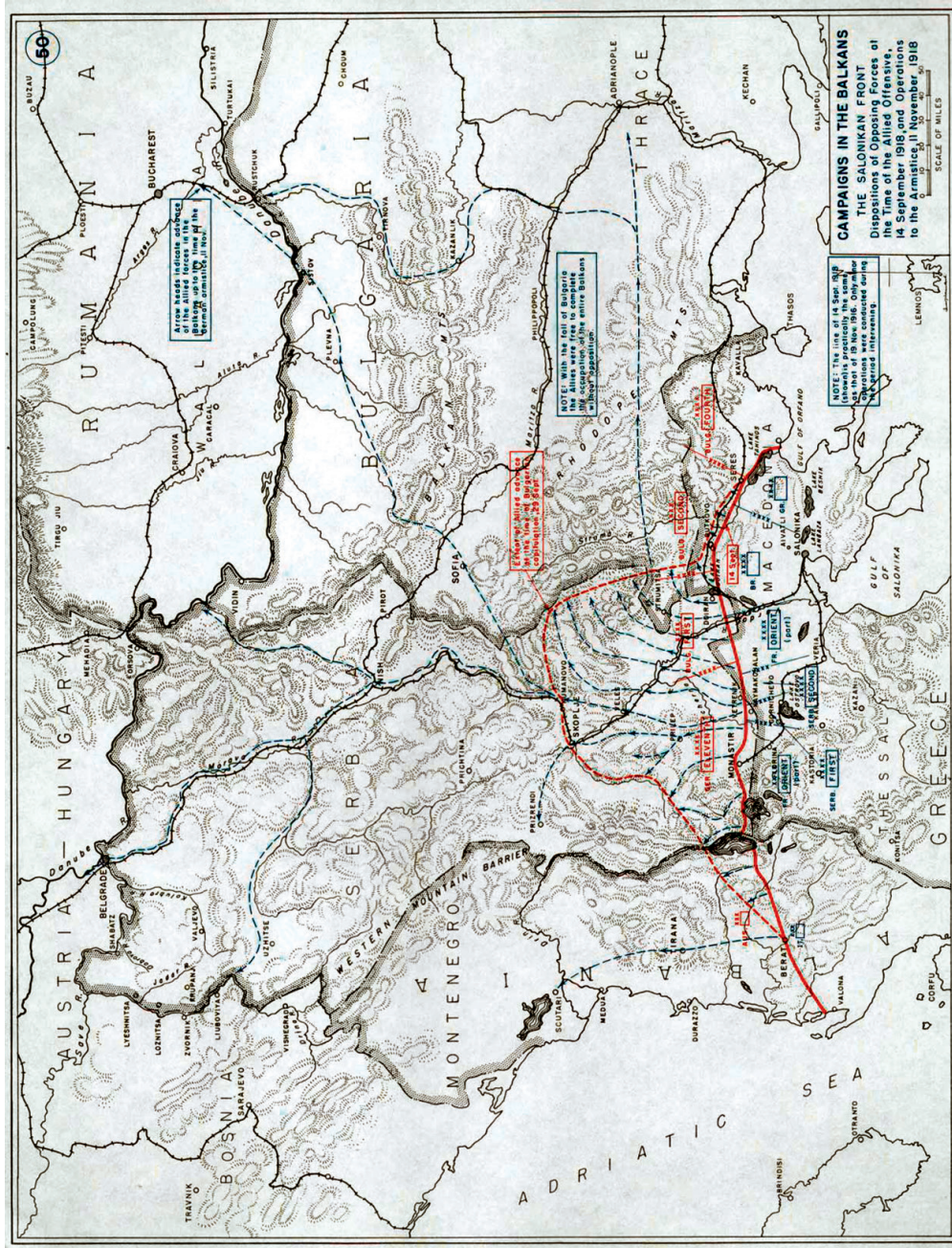
und den Hergang dieses Zusammenbruchs habe ich, nach glücklicher Heimkehr in meinem letzten Bericht an meine Verbindung zusammengefasst. Derselbe wurde auch den Gebrüdern Hoffmann vom Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart bekannt, welche das Werk: „Der Völkerkrieg“ herausgaben (Der Völkerkrieg – Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914, bearbeitet und herausgegeben von C.H. Baer in 28 Bänden, Band Nr. 27, Verlag J. Hoffmann, Stgt). Sie besuchten mich hier und baten um meine Einwilligung zur Veröffentlichung in demselben, welche sodann im „Band 27 Seite 112-117 und 125-126“ erfolgte.⁷⁹

Als ich am Abend des 26 ten September in unserer Aufnahmestellung nordwestlich der Wardarebene von allen Seiten Infanteriefeuer und Handgranaten Detonationen hörte, glaubte ich zunächst, es sei ein feindlicher Erkundungsvorstoss und schickte den mir in Stellung liegenden beigegebenen bulgarischen Dolmetscher zu dem uns etwa 100 m unter mir liegenden Infanteriemajor, mit dem ich kurz vorher eine Besprechung gehabt hatte, um Näheres zu erfahren. Da kam mein Dolmetscher in höchster Aufregung zurück und sagte, dass der Major und dortige Hauptmann von seiner eigenen Truppe erschossen worden sei. Ich warf mich mit meinen Offizieren und Fernsprechern in eine benachbarte versteckte Felsspalte, um dem gleichen Schicksal zu entgehen. Von dort aus den Abzug der meuternden bulgarischen Mordbande abwartend und konnte mit Nachricht von meinem in Strumitza befindlichen General Posselt über die Meuterei der gesamten Truppen erfahren. Ich erfuhr dann von einem zu mir herangekrochenen, mir befreudeten bulgarischen Artillerieoffizier weitere Einzelheiten.⁸⁰ Da hiermit die ganze mazedonische Front verloren war, telefonierte Posselt über Sophia sofort an Ludendorff, der wiederum den Reichstag benachrichtigte, dass sofort zu Friedensverhandlungen geschritten werden müsse, jetzt, wo der Stein ins Rollen gekommen war und dadurch unsere gesamte Süd- und Ostfront, von der Adria bis zur Ostsee weggefegt war.

⁷⁸ Vgl. dazu auch Dieterich (wie Anm. 70), S. 82 bis 163.

⁷⁹ Hepps Artikel im „Völkerkrieg“ wird, wie in den einleitenden Bemerkungen zu unserer diesjährigen Edition erwähnt, wegen seines hohen Quellenwerts und weil dieser Artikel heute kaum noch irgendwo zugänglich ist, zusammen mit weiteren Dokumenten von Hepp im Backnanger Jahrbuch 2022 abgedruckt werden.

⁸⁰ Diese Details und auch die nachfolgenden über den abenteuerlichen Rückmarsch quer durch den Balkan sind nirgendwo im Einzelnen beschrieben; die Mitteilungen Hepps sind deshalb besonders wertvoll. Vgl. allgemein: Dieterich (wie Anm. 70), S. 135 f., 138, 142.



Die Veränderung der Front auf dem Balkan nach dem Durchbruch der Alliierten im September 1918.

Rückzug nach Sofia – Streit mit dem bulgarischen Kriegsminister

Bei dem nun folgenden Rückzug nach Sophia über das bulgarische Hochgebirge hinweg, mussten infolge Wasser und Hungersnot, sowie Dezimierung durch feindliche Flieger, solch unerhörte Strapazen überstanden werden, dass auch meine, sonst kräftige Natur schliesslich in einen ganz merkwürdigen Zustand geriet. Da ich Tag und Nacht unterwegs war und keinen Schlaf mehr //^{XXXXIX} hatte, schien es mir, als ob mein Geist sich selbständig gemacht habe, sodass ich mich wie aus etwa 100 m Höhe reiten und die Befehle aussprechen sah, welche ich dem gegen jede Ermüdung fühllos gewordenen Körper von oben zuflüsterte.⁸¹ Wer das nicht selbst erlebt hat, kann es wohl kaum verstehen und glauben, aber mir wurde es für mein ganzes ferneres Leben ein Beweis dafür, dass der Geist, infolge besonderer Umstände fähig ist, sich vom Körper loszulösen, ohne dass dieser tot ist, eine Tatsache, welche z. B. den indischen Fakiren schon längst bekannt ist.

Nachdem ich zwischen dem Gebirge und Sophia wieder in bewohnte Gegenden gekommen war, musste ich bei einer Marschkolonne von ca. 15 km Länge für meine halbverhungerten Mannschaften und Pferde den armen Bewohnern leider alles für uns Benötigte wegnehmen, wofür ich natürlich Quittungen zur Bezahlung durch die deutsche Regierung ausstellte. Aber was nützte ihnen ein Fetzen Papier für ihre notwendigen Sachwerte. Ihr Unmut darüber war ja selbstverständlich, aber was sollte ich machen?? Die Folge war, dass mich bei unserem Einzug in Sophia der Kriegsminister eine Stunde hinter der Stadt bei strömenden Regen ein schauriges sumpfiges Gelände zuweisen liess und uns keine Verpflegung geben wollte.⁸²

Während ich jedoch die vorläufigen Anordnungen zum Biwakieren gab und mich sodann beschweren wollte, stand plötzlich ein hoch-eleganter livrierter Diener mit weissen Handschuhen vor mir, der mich dringend bat, zu seiner ganz in der Nähe wohnenden Herrin zu kommen.

Anschliessend stand eine sehr grosse Zuckerfabrik im Gelände. Ich kam mir wie verzaubert vor, als ich so unerwartet in einem hochfeudalen Salon stand, in welchem mich eine bildschöne Französin mit ihrer Mutter weinend begrüßte, mich an ein ausgezeichnetes Fernrohr führte, durch welches man jeden Gesichtszug meiner Leute erkennen konnte. Sie sagte mir, es sei ja entsetzlich, wie elend und krank diese armen Menschen aussähen, sie könne diesen Anblick nicht ertragen und habe von ihrem, in der Stadt weilenden Manne (einem Belgier) die Erlaubnis erhalten, mir als Unterkunft für die Mannschaften und Pferde eine der riesigen Hallen der Fabrik anzubieten, bei deren Räumung meine Leute mithelfen sollten. Man kann sich vorstellen, wie froh ich darüber war, wenigstens waren wir doch trocken untergebracht.

Nun aber ging ich schleunigst zum Kriegsminister, um Verpflegung zu erbitten. Dieser liess mir zunächst durch meinen Dolmetscher sagen und aus einer bulgarischen Zeitung vorlesen, dass wir „raubend und mordend ihr Land durchzogen hätten“ und dass er sich darum weigere, uns Verpflegung zu geben. Ich erwiderte ihm, dass es eine ganz gemeine Lüge sei, dass irgendwo gemordet worden sei, ich möchte aber Excellenz fragen, ob er seine Truppe freiwillig hätte verhungern lassen. Darauf wurde er verlegen und schickte mich schleunigst zum Finanzminister und zum Wirtschaftsminister, bekam aber auch von diesem keine Verpflegungsorder. Nun wurde ich natürlich rasend und suchte wiederum den Kriegsminister auf, wo mir auf der Treppe des Ministeriums ein Dutzend französische, serbische und englische Offiziere von der Waffenstillstands-Kommission begegneten. Als ich nun bei dem Kriegsminister war, schlug ich mit der Faust auf seinen Tisch und brüllte ihn an, ich würde sofort Sophia bis auf meine letzte Granate bombardieren, ehe ich meine Leute verhungern liesse. Und siehe – das half! Eine Minute darauf hielt ich die Anweisung auf Verpflegung in der Hand. Es schien, als ob sie uns Deutschen eben alles zutrauten!!

⁸¹ Das von Hepp beschriebene Herauslösen aus dem Körper und das Betrachten von oben gleicht den vielfach beschriebenen Nahtodereignissen von Leuten, die nach Unfällen in Todesnähe oder bereits klinisch tot waren, aber reanimiert werden konnten.

⁸² Sofia war von den deutschen Truppen unter General Posselt am 6. Oktober 1918 erreicht; dazu Dieterich (wie Anm. 70), S. 144.

Weitermarsch durch Serbien und abenteuerliche Donauüberquerung

Im Gegensatz zu diesem Verhalten der Bulgaren, durfte ich beim Durchzug durch Serbien eine fast unfassbare Freundlichkeit erfahren, die uns die Bevölkerung zuteil werden //^{xxxxx} liess,⁸³ obwohl wir militärisch doch ihre Feinde waren. Umgekehrt aber hatten unsere reichsdeutschen Landser die grösste Hochachtung vor der Tapferkeit des serbischen Soldaten, und wie oft äusserste man den frommen Wunsch, lieber die Serben als Verbündete zu haben.

Unser „Erholungsmarsch“ durch Serbien wurde bald jählings unterbrochen, als mich ein mir vom deutschen Oberbefehlshaber zwischen dem „Schwarzen Meer“ und der Adria entgegen gesetzter Meldereiter den Befehl überbrachte, meinen Stab aufs Doppelte zu verstärken, in Eilmärschen nach dem noch 100 km entfernten Semendria zu rücken und dort einen österreichischen Marineoffizier aufzusuchen, durch den ich weitere Befehlsübermittlung erhalten werde. Nach 2 Tagen waren wir dort, erhielten ein dickes Bündel Befehle, wonach ich einer zwischen Morava und dem Eisernen Tor der Donau abgeschnittenen Division, welche dem Vormarsch der Alliierten entgegen geworfen und [dadurch] abgedrängt worden war, den Übergang über die Donau ermöglichen sollte.⁸⁴

Hierzu wurde ich zum Generalstabsoffizier IA⁸⁵ ernannt, demzufolge alle Ferngespräche in Ungarn und Rumänien unterbrochen werden, sobald ich meinerseits solche anmeldete. Sodann wurde mir die gesamte Österreich-Ungarische Handels- und Kriegsflotte unterstellt, wozu 7 gepanzerte Monitore⁸⁶ gehörten. Eine davon brachte mich mit meinem Stab nach einem Ort Dubraviza,⁸⁷ von wo aus ich die beginnenden Operationen leitete, die mir wieder einmal 8 schlaflose Tage und Nächte einbrachten. Ich

bekam im Laufe dieser Tage alle zwischen Brela und Wien noch greifbaren Truppenteile zugeschiedt, worunter Infanteristen, Feldartillerie, deutsche Pioniere, 1 Danziger Husarenschwadron, 1 ungarisches Pionierbataillon, 3 Gefangenlager, Material zu den notwendigen Bauten usw. waren.

Es war aber in dem Befehl gesagt worden, dass zum Schlagen der für den Betrieb der Doppelfähren nötigen Hölzer schon seit 14 Tagen ein deutsches Pionierbataillon bei Dubraviza an der Arbeit sei. Als ich aber, nach meiner nächtlichen Landung daselbst sofort noch den Kommandeur dieses Bataillons aufsuchen wollte, stellte es sich heraus, nach Befragen einiger Offiziere, die dort ein Kupferbergwerk auszubeuten hatten, dass weit und breit kein Pionierbataillon vorhanden war, sondern nur ein einziger Pionieroffizier, der nicht einmal wusste, zu welchem Zweck er hierher beordert worden war. Dabei musste ich erfahren, dass von irgend welchem Wäldchen in der Nähe nichts da war – erst 20 km südlich, also feindwärts ein krüppeliger Eichenwald, wohin ich für alle Fälle ein Holzfällerkommando hinschickte. Wie sollten da also die für die sehr tiefe und 1 km breite Donau so dringend benötigten langen Rammhölzer herkommen, zum Tragen des Oberbaus für Ein- und Ausschiffen der Geschütz-Bagagen und des Pferdmaterials an beiden Donauufem?

Aber wieder einmal hatte ich ein unheimliches Glück! Am zweiten Tage meldete sich bei mir ein deutscher Pionierfeldwebel mit 12 Mann, dem ich die ganze verzweifelte Situation auseinandersetzte. (Die ungarischen Pioniere kamen erst 3 Tage später). Da sagte mir dieser, er habe bei der Durchfahrt durch Budapest am Ufer ein Pionierlager gesehen, in welchem gerade solche Hölzer gelagert waren, wie ich sie hier so dringend brauchte, da ohne solche eine Überführung der Divisionen über die Donau unmöglich wäre.

⁸³ Diese Beobachtung ist vollkommen identisch mit den Erfahrungen der Soldaten des Schwäbisch Gmünder Landsturm-Bataillons XIII/19, die mit den Serben bessere Erfahrungen machten als mit den eigentlich verbündeten Bulgaren. Vgl. Fritz (wie Anm. 68), S. 254 f.; vgl. zum Marsch durch Serbien auch Dieterich (wie Anm. 70), S. 164 ff.

⁸⁴ Vgl. dazu Ebd., S. 164 bis 176.

⁸⁵ Korrekt Generalstabsoffizier IA (also römisch I). Dieser Posten war eigentlich einem Absolventen der Kriegsakademie vorbehalten. Der IA war Berater des Kommandeurs. Im Falle Hepps und angesichts der Zusammenbruchssituation galt dies alles natürlich so nicht mehr, und der Hauptmann der Reserve Hepp musste diese außerordentlich hohe Funktion übernehmen.

⁸⁶ Gepanzerte und mit Geschützen ausgestattete Schiffe. Die Donaumonitorer hatten 1914 die ersten Schüsse des Krieges abgegeben. Gemeint ist im Übrigen natürlich nicht die gesamte österreichisch-ungarische Flotte, sondern nur die Schiffe auf der Donau.

⁸⁷ Offenbar das Dorf dieses Namens rund 50 Kilometer Luftlinie südlich von Belgrad.

Sofort telefonierte ich der Kommandantur von Budapest, dass alle Hölzer des dortigen Pionierlagers beschlagnahmt seien, setzte den Feldwebel in mein Motorboot, mit dem er am anderen Morgen in Budapest war und alle für mich benötigten Hölzer auf Dampfern verladen und mir zuschicken lies, sodass ich bei Eintreffen der sehr tüchtigen ungarischen Pio//^{xxxxxi}niere am vierten Tag schnellstens mit den Bauten an beiden Donaufern beginnen und mit der Überführung der hart bedrängten Divisionen am siebten Tag beginnen konnte, unter heftigster Kanonade des hinter dem Damm des nördlichen Donauufers aufgestellten schweren Artillerie und der 14 weittragenden schwersten Geschütze der Donaumonitore, mit welchen ich die rückwärtigen Anmarschwege so unter Feuer nehmen liess, dass der böse Feind zu einem raschen Vorstoss in die von mir ausgesuchte Brückenkopfstellung am Südufer nicht fähig war.⁸⁸

Als ich all dieses Erlebte am zweiten Tag nach Erkundung des Geländes dem 200 km nördlich von mir in Ungarn befindlichen Oberbefehlshaber gemeldet und betont hatte, dass ich bei Fehlen des deutschen Pionierbataillons alle die befohlenen Vorarbeiten unmöglich in der angegebenen Zeit ausführen könne, erhielt ich zunächst einen Befehl, den ich, wie schon oft, einfach nicht befolgte, weil er unsinnig war und zudem ein grosses Lob. Seine Antwort war: „Dieser Pionieroffizier ist sofort zu erschiessen, weil er sich in den ganzen 14 Tagen seines Urlaubs nicht gemeldet hat und damit Schuld hätte sein können an dem Verlust dieser ganzen Division. Und Sie müssen sehen, dass Sie aller Schwierigkeiten Herr werden, denn Sie sind mir genannt worden als der einzige Offizier hier unten, der fähig wäre, diesen schwierigen Auftrag durchzuführen.“ Darüber freute ich mich natürlich sehr, und als infolge des Glückfalls mit den in Budapest lagern den Hölzer[n], trotz der kurzen Zeit von 7 Tagen, die Überführung der Division vorzüglich klappte, war ich überglücklich. Zur Belohnung wurde mir telegrafisch der „Hohenzollernsche Hausorden“ verliehen, der höchste Orden nach dem „Pour le Mérite“. Ich lehnte ihn aber ab, denn ich war verbittert, dass der deutsche Kaiser nach Holland

geflohen war. Seine Soldaten mussten für Kaiser und Vaterland ihr Leben lassen, darunter unzählige Familienväter und dies unter unsäglichen Qualen und Entbehrungen, und der Kaiser hätte, meinem Empfinden nach, nicht dem Desaster aus dem Wege gehen dürfen, sondern beharrlich aushalten und mit seinem Volke die schweren Tage mitmachen müssen.

Die österreichisch-ungarische Armee löst sich auf – weiterer Rückzug – herzlicher Empfang in Temesvar

Ich wurde nun mit meiner schweren Artillerie in Stärke von 2 Regimentern in die österreichisch-ungarische Armee eingegliedert, um in der neu zu bildenden Front, entlang der Donau-Save-Piave-Linie eingesetzt zu werden. Hierbei erlebte ich nun zum zweiten Mal den schimpflichen Zusammenbruch unserer edlen Bundesgenossen, deren Leitung mich nicht einmal von der Meuterei ihrer Truppen und deren Flucht nach Norden benachrichtigte, sodass ich nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entging. In einem etwa 4 km von mir entfernten rückwärtigen Dorf ging plötzlich eine furchtbare Schiesserei los. Ein Offizier mit einigen Männern von einer dort untergebrachten Munitionskolonnen kam angesprengt und meldete mir, dass sie plötzlich von Serben umzingelt worden seien und dass seine Kolonne gefangen worden sei. Natürlich glaubte ich, dass dies serbische irreguläre Banden seien, die sich in unserem Rücken gebildet hätten, um unsere Munitionsversorgung zu unterbinden. Ich telefonierte daher an das österreich-ungarische Oberkommando und bat um Verstärkung zur Säuberung dieser Banden. Da erhielt ich vom dortigen General-Stabsoffizier die verblüffende Antwort: „Ja, um Gottes Willen Kamerad, Wissens denn nicht, dass unsere Armee schon vor 5 Tage ihre Stellung verloren hat, resp. verlassen hat? Was da hinter ist, das ist die Spitze der feindlichen Armeen, welche schon im Vormarsch nach Norden ist.“

Gottlob aber war der hinter mir befindliche Truppenteil nur aufklärende Kavallerie ohne Artillerie, sonst wären wir verloren gewesen.

⁸⁸ Hepp organisierte also sowohl eine effektive Abwehr durch Artillerie samt den Geschützen der Donaumonitore als auch den Bau der zum Rückzug der Truppen notwendigen Brücke.



Im ungarischen Temesvár wurden Hepp und seine Leute auf ihrem Rückzug freundlich empfangen.

Auf der einzigen noch //^{xxxxxii} möglichen Rückzugstrasse, östlich entlang von ausgedehnten Sümpfen, westlich nur 3 km von der besetzten Ortschaft brachte ich die Batterien und Kolonnen an den gefährdeten Stellen vorbei, sodann wieder in Eilmärschen nach Norden, immer wieder vom Feind verfolgt, zunächst durch das von Schwaben bewohnte Banat hindurch, in der Millionen Einwohner grossen Hauptstadt Temesvar,⁸⁹ wo ich mit meinen Leuten derart mit Chrysanthenen überschüttet wurde, dass wir schliesslich einem einzigen Blumenmeer glichen. Abends zuvor hatte ich am Biwakfeuer alle dereinst in den Protzensammelstellen und Kolonnen von mir ins Leben gerufenen Gesangsvereine ihre wunderschönen Soldatenlieder wieder ausüben lassen, sodass wir singend und im Gleichschritt marschierend mit unseren bekränzten Geschützen als der Typus eines wohl disziplinierten und trotz allem Ungemach unverzagten reichsdeutschen Truppenteils erschienen und dem entsprechend umjubelt wurden.

Doch noch in Gefangenschaft?

Ende November stiess ich in Nordungarn auf die aus ihrer Stellung im Osten zurückweichende Mackensen-Armee und glaubte zunächst, dass wir gerettet seien, d. h. in dem Sinne, als könnten wir im Anschluss an diese grosse Armee Deutschland erreichen. Ich hatte in dem Städtchen Bekeshaba⁹⁰ vorzügliche Quartiere bezogen, war selbst in der feudalen Wohnung eines geflüchteten Grafen einquartiert, dessen ausgedehnte Kellereien uns erschöpften Menschen mit ihren vorzüglichen Weinen ungemain belebten, dazu auf erstklassigem Flügel das wundervolle Klavierspiel eines meiner Ordonanzoffiziere ermöglichte, sodass ich mich nach all den ausgestandenen Strapazen wie im siebten Himmel fühlte. Aus diesem wurde ich jedoch jählings gerissen, als ich nach einigen Tagen zu einer Offiziersbesprechung an weit entferntem Orte beordert und uns hier eröffnet wurde, dass Marschall Foch in seinen Waffenstillstandsbedingungen die Niederlegung der Waffen und Gefangennahme auch dieser Armee

verlangt hatte. Da Wien und Budapest schon dem Feinde völlig intakt übergeben seien, wäre Widerstand und weiteres Blutvergiessen zwecklos, weshalb wir unsere Truppen auf die bevorstehende Gefangennahme vorbereiten sollen.

Da war nun guter Rat teuer und ich überlegte mir beim Heimreiten hin und her, ob und wie wir dieser Gefangennahme auch diesmal entgehen könnten. Bisher war ich ja der Mackensen-Armee durch keinerlei Befehl unterstellt und daher immer noch Herr meiner Entschliessungen. Daher machte ich meinen Leuten den Vorschlag, durch die Slowakei hindurch nach Schlesien zu gelangen, da, wo dieselbe sehr schmal ist, obwohl die Tschechoslowakei einen Grenzschutz aufgestellt habe, es werde dieser aber noch sehr schwach und ja von unseren seitherigen Verbündeten gebildet sein, mit denen im Guten oder Bösen vielleicht doch noch verhandelt werden könne. Wenn auch nicht sicher, so sei es doch noch eine Chance, der Gefangenschaft zu entgehen, die beim Verbleiben der Mackensen-Armee unabwendbar sei. Tatsächlich wurde dieselbe ja nachher 2 Jahre in Ägypten interniert, wo sie grosse Verluste durch Krankheit erlitt.

Durch die Tschechoslowakei nach Schlesien

Mein Vorschlag wurde allseits mit grosser Begeisterung angenommen. Wir verschwanden nun schleunigst aus unserem schönen Bekeshaba und gelangten an der „Hohen Tatra“ vorbei schliesslich an die Grenze, wo gut gekleidete Soldaten mit stolzen Gockelfedern auf ihren Helmen auf und ab stolzierten. Nun kam also die Entscheidung, ob Heimkehr zu Weib und Kind oder Jahre der Gefangenschaft und quälende Ungewissheit über das Ende. Und diese Entscheidung fiel zu unseren Gunsten aus und zwar folgendermassen.

//^{xxxxxiii} Mit einem grossen weissen Tuch bewaffnet begab ich mich zu diesem Grenzschutz und verlangte ihren Kommandeur zu sprechen, mit dem ich sodann in einer Bahnhofswirtschaft unter vier Augen ein längeres Gespräch führte.

⁸⁹ Ungarisch Temesvar, damals in Ungarn, rumänisch Timisoara, deutsch Temeschburg, liegt seit den Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg in Rumänien.

⁹⁰ Békéscsaba, Stadt im heutigen Südostungarn.

Er war ein richtig geschniegeltes, hübsches Kerlchen, bei dessen Anblick mir gleich leichter wurde. Ich begrüßte ihn aufs Freundlichste und nach dem üblichen Zigarettenaustausch sagte er: „Es tut mir leid, Kamerad, dass ich Dich nicht durchlassen kann, aber ich habe direkten Befehl aus Prag, dass wir Dich internieren müssen.“ Ich antwortete hierauf: „Ja, da bist Du aber auf dem Holzweg, wenn Du glaubst, ich sei in den letzten drei Monaten von Saloniki hierher marschiert, um von Dir interniert zu werden. Sieh – jetzt ist es halb 10 Uhr, um 10 Uhr greife ich an und warte natürlich nicht, bis Du Verstärkung bekommst.“ Darauf erblasste er und sagte: „Ja – das kann nur über meine Leiche gehen.“ Ich klopfte ihm auf die Schulter und erwiderte: „Ja, das wäre doch jammerschade um solch einen netten Kerl wie Du und Deine braven Mannschaften. Aber ich habe einen Vorschlag, Du meldest nach Prag, Du hättest der höheren Gewalt weichen müssen, es seien 2 kriegsstarke Divisionen gewesen“ (was natürlich verlogen war). Dabei zog ich in Voraussicht seiner schwächsten Stelle aus meiner Tasche 1000 Kronen mit den Worten: „Und das ist für Dich (die 1000 Kronen) und das ist für Deine Mannschaft (500 weitere Kronen).“ Und siehe da – darauf kam das erlösende Wort: „Ja, da weich ich eben der höheren Gewalt.“

Über Breslau und Berlin in die Heimat

Nun kam ich ohne einen Mann Verlust nach Deutschland herein, wo ich mir in Breslau einen Zug nach Königsberg zusammenstellen liess.⁹¹ In Unkenntnis der in Deutschland schon organisierten roten Herrschaft ging ich allein zur Bahnhofskommandantur, wo ich in einem mit 12 Matrosen besetzten Zimmer mit den Worten empfangen wurde: Sie haben sofort Ihre Waffen (also meinen Revolver und Säbel) abzugeben, wobei der Anführer nach mir langen wollte. Da habe ich aber auf gut schwäbisch derart zu schimpfen und zu drohen angefangen, was bei Norddeutschen immer besonders gut wirkt (!!!), dass ich unangestastet rückwärts hinausgehen konnte. Ich liess

daraufhin unten am Bahnhof 20 Mann ihre Karabiner laden, ging mit diesen wieder hinaus und aus diesen bramabasierenden Helden wurden sofort dienstefrige Untergebene, die mir schleunigst einen Zug zusammenstellten, um diese unangenehmen, ihrem Führer noch treu ergebenden Truppen schnellstens los zu werden. Unterwegs mussten für die älteren Mannschaften von den Schreibstuben Entlassungsscheine und 14-tägige Urlaubsscheine über Weihnacht und Neujahr für die Jüngeren ausgeschrieben werden, die sofort ausgegeben wurden, zur allgemeinen Beglückung.

Am anderen Tage nahm ich in dankbar, tiefbewegten Herzen in einer Absprache Abschied von meinen Getreuen, übergab die Kriegskasse und Schriftstücke dem ältesten, in Königsberg beheimateten Offizier, schrieb dem dortigen Soldatenrat einen Brief, ich sei für ihn nur in Reichenberg zu sprechen, wo ich als Forstmeister dringend benötigt werde und fuhr sofort, nach Einwurf des Briefes über Berlin nach Hause mit einem übervollen Herze an Freude und Dankbarkeit nach so viel ausgestandenen Mühsalen und Gefahren noch relativ gesund zu unserem Mamale und Euch, meine geliebten Kinder, überglücklich endlich heimkehren zu dürfen.

//^{xxxxxiii} Letzter Brief von Papa vor der Entlassung und dem Heimkommen nach Reichenberg

Oppeln⁹² den 8.12.1918
Liebste!

Jetzt bin ich glücklich mit meinen Getreuen in Deutschland, Gott sei Lob und Dank! Wie, wie froh wir sind, wirst Du Dir denken können! Es war mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, mitsamt dem Gepäck in diesem tollen Gedränge mitzukommen. – Gestern haben wir den Tschechen über 1000 Kronen Schmiergelder bezahlt, worauf wir im Eiltempo weiterbefördert wurden. Nun sitzen wir seit heute früh in Oppeln, wo die Mannschaften entlaust werden. Ich denke, übermorgen in Königsberg zu sein und hoffe, dorthin ein Telegramm von Dir zu bekommen, ich werde Dir gleich nachher meine weitere Adresse

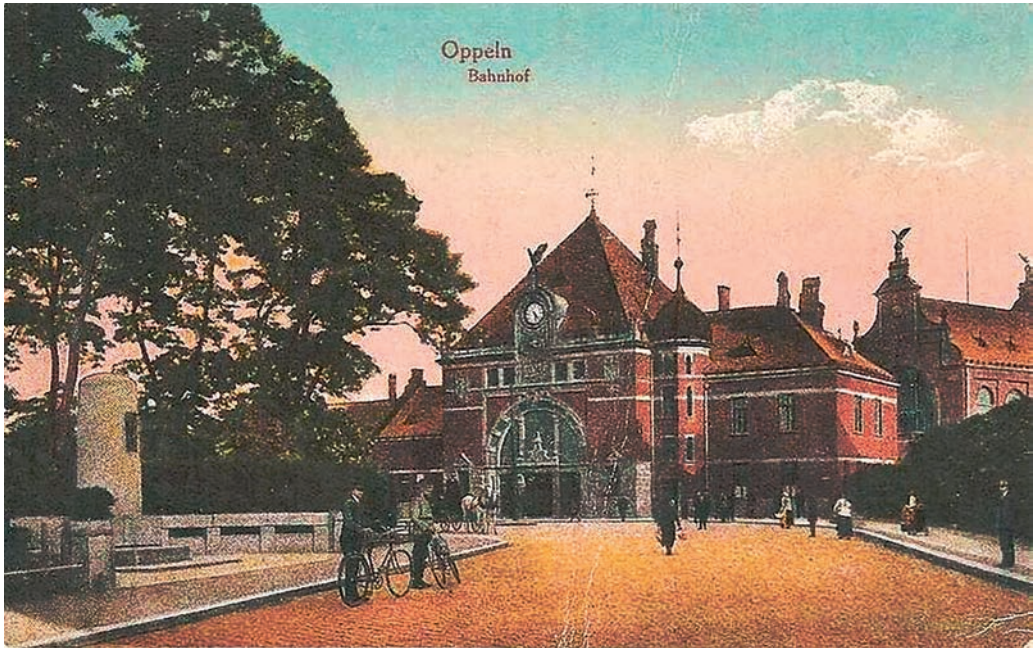
⁹¹ Hepp kehrte zum Friedensstandort des Königsberger Fußartillerie-Regiments Nr. 1 zurück. Vgl. gleich im Anschluss: „Letzter Brief von Papa“.

⁹² Oppeln, Hauptstadt von Oberschlesien.

telegraphieren (Ersatz-Bataillon, Fussartillerieregiment 1). Falls ich über Berlin fahre (ich muss die beste Reiseroute noch erfragen), besuche ich Rettchers. Ich glaube, dass ich ungefähr am 16ten oder spätestens am 18ten zuhause sein werde. Gebe Gott, dass Ihr Lieben gesund seid,

ich kann mich erst so ganz aus vollem Herzen freuen, wenn ich Nachricht von Euch Lieben habe. Du Liebe, Liebe Du – was wird das dann für ein frohes Weihnachten sein!

Innig innig küsst Euch alle Dein glücklicher Mann.



Von Oppeln in Oberschlesien kehrte Hepp zu seiner Familie zurück.